



Nr. 15.

Erscheint Sonntags  
und ist in der Post-Zeitungspreisliste  
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 11. Januar.

Abonnementspreis  
bei der Post oder im Buchhandel  
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Großstadtflenzen. Ein Bild aus dem Wiener Leben. Von Emil Harriot (Fortsetzung). — Die Grenzen der menschlichen Erkenntnis. Studie von Dr. Eiman (Fortsetzung). — Heroica. Von Carl Meibren (Schluß). — Der „gefallene“ Mann. Von Dr. Robert Dessen. — Über epische und dramatische Kunst. Von Gustav Landauer (Schluß). — Naturalismus und sein Ende. Von A. W. — Kleine Kritik.

## Großstadtflenzen.

Ein Bild aus dem Wiener Leben.

Von  
**Emil Harriot.**

IV. (Fortsetzung.)

Die Habitus des Parketts und Parterres im „Theater an der Wien“ waren während einer Premiere, die übrigens ein stilles Fiasco machte, viel damit beschäftigt, durch ihre Operngucker und Pincenez eine junge Choristin, welche im Vordergrund der Bühne stand, zu betrachten. Das Mädchen trieb sich schon seit einiger Zeit auf den Brettern herum, hatte es aber erst vor kurzem verstanden, die Aufmerksamkeit der Wiener Lebewelt auf sich zu lenken. Ein bildhübsches Ding war sie, die kleine Fasan, in ihrem fetten und kleidsamen Knabenkostüm, das sich knapp an den schönen, jungen Körper anschmiegte und den die Formen des Mädchens eifrig studierenden, größtenteils glatzköpfigen Herren genug zu schauen gab. Hinter den Coulissen stand lauschend und spähend Frau Schulz und nickte befriedigt. Endlich war Fanny „lanciert.“ Mühe hatte es genug gekostet, bis es so weit gekommen war. Frau Schulz war oft nahe daran gewesen, an dem Mädchen zu verzweifeln. Sie war eine von den guten Seelen, diese Frau Schulz, welche sich gefallener, verlassener Mädchen scheinbar uneigennützig annehmen, im stillen jedoch sehr genau wissen, wo sie hinaus wollen. Durch ihre hilflose Lage war Fanny in eine vollkommene Abhängigkeit geraten; sie war der guten Frau Schulz alles schuldig geblieben — Miete, Kost, Kleidung. Und Frau Schulz hatte alles gethan, um das Mädchen mit unzerreißbaren Fäden an sich zu fetten; hatte ihr Lehrer verschafft, die sie im Gesange und im Tanze auszubilden; hatte, wenn Fanny, von einer Erinnerung an alte, bessere Zeiten erfaßt, ausgegangen war, um ehrliche Arbeit zu suchen,

des Mädchens Bemühungen vereitelt, indem sie alle Leute, welchen Fanny sich vorstellte, und die sie um Arbeit bat, heimlich vor dem jungen Mädchen warnte, und so hatte Fanny nirgends Aufnahme gefunden. Drei Jahre lang war es ihr recht übel ergangen, denn sie gehörte zu denen, die sich zur Ausgelassenheit erst zwingen müssen, welchen sie nicht angehören ist. Endlich aber wurde sie frech aus Verzweiflung. Wodurch sie mit einem Male in die Mode gekommen war? Sie wußte es selber kaum zu sagen. Vielleicht weil sie Gassenhauer so „chic“ zu pfeifen verstand wie selten eine; vielleicht weil sie einem Prinzen eine Ohrfeige gegeben hatte . . . gleichviel am Ende! Sie war plötzlich in der Mode, eine echte femme canaille, die mit Fiakerfutschern und Kavalieren Brüdererschaft trinkt, Couplets singt und pfeift, und lärmt und zecht . . . Der ganze Fockeklub kannte die kleine Fanny. Übrigens nannte sie sich jetzt Fasan. Ihr Freund war ein alter Graf, — der machte ihr andere Geschenke, als seiner Zeit der schundige Paul gethan. Täglich fuhr sie zwei Stunden lang in einem „unnummerierten“ Fiaker spazieren — in den köstlichsten Toiletten. Ihre Kolleginnen starben vor Neid . . . Frau Schulz war nach wie vor ihre Hausgenossin, nur hatten sie eine große und elegante Wohnung bezogen. Die Alte lebte auf Kosten der Jungen, — und wie sie lebte! Auch bares Geld schaffte sie heimlich beiseite . . . Fanny hatte ihr die Führung der Kasse willig überlassen, und Frau Schulz bestahl das Mädchen, was das Zeug hielt. Sie war immer bei guter Laune, die brave Frau Schulz, und wenn Fanny jemals nachdenklich wurde und Anwandlungen von Reue zeigte, dann philosophierte ihr die erfahrene alte Freundin alle die Grillen aus dem Kopfe. Über eines jedoch kam Fanny, ungeachtet allen Philosophierens, nicht hinweg. Sie konnte kein kleines Kind sehen, ohne traurig zu werden. Merkwürdig! Frau Schulz' Prophezeiung, daß Fanny ihr Kind nicht lieben würde, war in Erfüllung gegangen. Fanny hatte das Kind kaum ansehen können, so peinlich erinnerte es sie an ihr Unglück. Und dann bildete sie sich ein, daß das Kleine seinem

Vater ähnlich wäre . . . Sie hatte nur ein Verlangen; sich seiner so rasch wie möglich zu entledigen. Und so hatte sie es denn irgendwohin in Kost und Pflege gegeben, weit, weit weg von Wien, zu einer Frau, die sie nicht kannte, und welche sich aus der Übernahme kleiner Kinder ein Geschäft machte, die den Kindern verwässerte Milch zu trinken gab, ihnen eine kalte, halb gare Kartoffel in den Mund steckte und sie stundenlang allein ließ . . . Das Kind verdarb und starb, Fanny weinte ihm kaum eine Thräne nach und war froh, seiner für immer los zu sein. Aber seltsam! Seit sie „Carrière“ gemacht und nicht länger mit Nahrungsorgen zu kämpfen hatte, sondern Geld in Hülle und Fülle besaß, mußte sie immer und immer wieder an das tote kleine Kind denken. Wenn sie sich zu Tische setzte und Frau Schulz ihr einen Leckerbissen nach dem andern auftrug, dachte sie an das Kind, das an kalten Kartoffeln gesogen und verwässerte Milch geschluckt hatte. Wenn sie abends auf ihr weiches Lager stieg und sich in warme Decken hüllte, schwebte das Kind ihr vor in seinen Lumpen . . . oder sie sah es in dem kleinen Sarge liegen. Wie alt, wie furchtbar alt, wie streng und anklägerisch war das kleine, wachsbliche Gesicht! Sie konnte oft, verfolgt von diesem kleinen Gesichte, stundenlang nicht einschlafen. O! es holen können aus seinem Sarge, es lieben, pflegen, mit Leckerbissen füttern, es an der Brust erwärmen lassen dürfen, gut machen dürfen, was sie an ihm gesündigt und zu thun versäumt hatte! Und darum, weil alles das unmöglich war, konnte und mochte sie kein kleines Kind sehen.

Am Tage und in Gesellschaft war sie freilich ausgelassen lustig. Diese Lustigkeit kam ihr dann sogar vom Herzen. Sie freute sich darüber, jung, schön und gefeiert zu sein. Ihre Unschuld hatte sie nun einmal verloren, — sie wollte nicht rückwärts schauen.

Wenn sie jedoch abgesspannt, übermüdet, erhitzt nach Hause kam, beschlich sie ein eigentümliches Gefühl innerer Leere. Sie hatte doch niemanden lieb auf dieser ganzen, weiten Welt! Wenn sie nun ihr Kind hätte, — jetzt wäre es vier und ein halbes Jahr alt, könnte schon laufen, schwatzen, Mama zu ihr sagen, sie fände es beim Nachhausekommen und könnte das liebe, unschuldige, rosige Gesichtchen nach Herzenslust abküssen, — o, wie schön wäre das! Und still, ganz still kroch sie in ihr spitzenbesetztes Bett und weinte sich nicht selten in den Schlaf.

## V.

In einer Loge im ersten Range saß ein junges Paar; ein recht stilles, gelangweiltes junges Ehepaar, das sich wenig oder nichts zu sagen hatte. Es war dies Paul Bergmann mit seiner jungen Gemahlin aus England. Ein Jahr lang war er nun mit ihr vermählt und hatte sie nach Wien gebracht, um hier dauernden Aufenthalt zu nehmen. She did not like Vienna. Als echte Engländerin hatte sie es verschmählt, irgend ein fremdes Idiom zu erlernen, und ihr zuliebe mußte nun im Hause englisch gesprochen werden. Das war recht mühsam. Auch in allem übrigen wollte sie englische Sitten eingeführt wissen, und sie hatte eine stille, aber so entschiedene Weise, auf ihren Wünschen zu bestehen, daß Schwiegervater und Gatte nach ihrer Pfeife tanzten. Als Paul sie kennen gelernt hatte, war ihm die steifleinene Miß, die sich so stramm hielt, als ob sie einen Geradehalter trüge, herzlich unbedeutend vorge-

kommen. Ein Gespräch war schlechterdings nicht mit ihr zu führen; sie interessierte sich für nichts, wußte von nichts und sagte nicht viel mehr als yes und no. Als er sie jedoch geheiratet hatte, erkannte er bald, daß er sich gewaltig in ihr getäuscht hätte. Hinter ihrem scheinbaren Stumpfsinn verbarg sich ein unbeugbarer Wille. Sie hatte sich über alles ihre feststehenden Ansichten gebildet, und daran war nicht zu rütteln. Mit ihr über irgend etwas zu reden, war nicht leicht. Sie fand beinahe alles, was Paul sagte, frivol, anstößig, shocking mit einem Worte. Er konnte mit seiner Frau schwer von anderem als vom — Wetter sprechen. Sie war schrecklich prüde. Hübsch war sie nicht. Sie besaß alle Nachteile, aber keinen der Vorzüge der blonden Töchter Albions. Außerdem hatte sie keinen Funken von Geschmack. Ihre großen Füße, die Paul zur Verzweiflung brachten, wenn er sie im Geiste mit den zierlichen Füßchen der Wienerinnen verglich, waren mit flachen, ellenlangen Schuhen bekleidet. Ihr Gesicht sah unsäglich langweilig aus; sie war geschmacklos gekämmt, geschmacklos gekleidet, obwohl sie viel Geld auf ihre Toilette ausgab. Sie verstand es eben nicht, etwas aus sich zu machen, hatte aber davon keine Ahnung. Am Sonntag besuchte sie den englischen Gottesdienst, wohin Paul sie begleiten mußte. Sie war orthodox und duldete nicht, daß irgend jemand im Hause sich an Sonntagen weltlichen Vergnügungen hingeebe. Musik, sogar lautes Sprechen war streng verpönt. Über die „papi-sts,“ wie sie die Katholiken nannte, äußerte sie sich in der verächtlichsten Weise. Diese waren in ihren Augen überhaupt keine Christen, kaum Heiden. Paul, der sich weder als Katholik gefühlt hatte, noch bemüht gewesen war, nach den Vorschriften seines Glaubens zu leben, spürte bei den ewigen Sticheleien seiner Frau etwas wie Anhänglichkeit an die Religion, in der er auferzogen worden war, in sich. Sie hatten hinsichtlich dieses Punktes manchmal Streit miteinander . . . Ellen verlangte allen Ernstes, er möchte zu ihrem Glauben übertreten. Darauf jedoch antwortete er mit einem entschiedenen Nein und brachte fortan die Sonntage außer Hause zu. Seine Frau war ihm unausstehlich. Als der weniger feste Charakter gab er ihr beinahe in allem nach. Sie erdrückte ihn geradezu mit ihrer Anständigkeit, diese junge Frau. Lustig war es im väterlichen Hause niemals gewesen; seit aber Ellen ihren Einzug gehalten, erschien ihm das Haus von einstens ein Ausbund an Ausgelassenheit und Lustbarkeit.

Daß sie sich dazu verstanden hatte, der Aufführung einer Operette beizuwohnen, war ihm ein Rätsel; vielleicht hatte sie es bloß darum gethan, um ihn nicht allein gehen zu lassen. Sie ließ ihn nur ungern außer Augen. Im stillen wunderte er sich darüber, daß sie das Stück nicht anstößig fand . . . Bis jetzt verhielt sie sich ganz ruhig. Er hatte alle Mühe, sich die hübschen Choristinnen anzusehen. Eine unter der Schar gefiel ihm ganz besonders . . . Das reizende Ding kam ihm sogar bekannt vor. Wo konnte er denn diesem Mädchen schon begegnet sein? Er schaute sie genauer an . . . Mein Gott! war das nicht . . .

„Please, my dear,“ sagte Ellen in diesem Augenblick, „wollen wir nicht nach Hause fahren? Oder mütest Du mir zu, dieses unanständige Zeug bis zum Ende anzuhören?“

Unanständig! Auf dieses Wort wartete er schon seit einer Stunde.

„Wie Du befehlst,“ sagte er mit auffallender Bereitwilligkeit. „Wir können sogleich nach Hause fahren.“

Er brachte seine anständige Frau nach Hause und zog sich unter dem Vorwande, Kopfschmerzen zu haben, auf sein Zimmer zurück. Von da stahl er sich unbemerkt aus der Wohnung, bestieg den ersten besten Wagen und ließ sich nach dem „Theater an der Wien“ fahren. Da angelangt, begab er sich hinter die Coullissen.

Es war Fanny, die er auf der Bühne gesehen hatte; es konnte keine Täuschung sein. Sie war es — aber tausendmal hübscher und pikanter als zu jener Zeit, wo er sie sein eigen genannt hatte.

Hätte er sie als armes und braves Ladenmädchen wiedergefunden, würde er achtlos an ihr vorbeigegangen sein. Aber als kleine Bretterheldin reizte sie ihn. Hinter den Coullissen wurde viel von ihr geredet. Bonmots von ihr und über sie kursierten, sie war in der Mode. Einige Herren warteten auf das Ende des Stückes, um die kleine Fanfan zu Sacher zu fahren. Die Herren waren von Adel — einer unter ihnen, ein Graf mit einer großen Glorie, schien unbestrittene Rechte auf sie zu haben.

Was hatten diese fünf Jahre aus seiner kleinen Fanny gemacht! Er war beinahe stolz darauf, der erste in ihrer Gunst gewesen zu sein. Er mußte sie sehen, sprechen . . . sie war ja ein entzückendes Persönchen geworden, chic durch und durch.

VI.

. . . Es war ein stilles, lang- und klangloses Leichenbegängnis gewesen. Vom „Allgemeinen Krankenhaus“ aus hatte es stattgefunden; unter geringer Teilnahme. Den Freunden und Bekannten des Verstorbenen war die Stunde des Begräbnisses verschwiegen worden. Dem Leichenwagen waren bloß einige Wagen gefolgt; nur die nächsten Angehörigen und einige alte intime Freunde des Hauses hatten dem Toten auf seiner letzten Fahrt das Geleit gegeben. Nun war es vorbei. Der Tote lag in seinem frischen Grabe.

Am Thore des Hauses, in welchem die Inhaber der Firma Anselm Bergmann seit zwei Generationen wohnten, hielt ein geschlossener Wagen. Der Vater des Verstorbenen kehrte vom Leichenbegängnisse seines Sohnes heim. Er hatte ihn still und heimlich beerdigt, diesen einzigen Sohn, wie man es in jenen Sterbefällen zu halten pflegt, wo mit der Trauer die Schande Hand in Hand geht. Mit gesenkten Augen, gekrümmtem Rücken und tief gebeugtem Haupte schwankte der alte Mann in das Haus hinein, — ein anderer Mann, ihm an Jahren ungefähr gleich, jedoch von strammer Haltung und mit erhabenem Kopfe, folgte ihm auf dem Fuße. Es war dies Mr. Crooking aus London, der Schwiegervater des Entschlafenen.

In der Wohnung angelangt, sank Herr Anselm Bergmann auf den nächsten Stuhl hin und verhüllte das Gesicht mit den Händen.

Eine hohe, eckige Frauengestalt, in tiefe Trauer gekleidet, war ihnen auf der Schwelle entgegengekommen.

„Ist alles vorbei?“ hatte sie Mr. Crooking auf englisch gefragt. Schweigend hatte dieser ihr die Hand gereicht. Dann war sie ans Fenster getreten und stand nun da, aufrecht, regungslos, thränenlos. Mr. Crooking schritt, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam im Zimmer auf und ab.

„Wann hast Du's erfahren, alter Freund?“ fragte Mr. Crooking nach einer langen Stille.

„Am Dienstag um sieben Uhr morgens. Am Abende vorher hatte ich eine letzte Auseinandersetzung mit ihm. Scenen hatte es schon vorher genug gegeben, wie Du Dir wohl vorstellen kannst . . . aber dieser letzte Austritt war ernsthafter und erbitterter als alle, welche ihm vorangegangen waren. Ich sagte dem Unglücklichen in kurzen Worten, daß ich nicht länger gesonnen sei, seinem Treiben thatenlos zuzusehen, daß ich vielmehr meine Hand von ihm abziehen würde, wenn er den Verkehr mit diesem . . . diesem Frauenzimmer nicht sofort abbräche. Da aber gestand er mir erst, wie weit es schon mit ihm gekommen, daß er Verpflichtungen eingegangen wäre, meine Unterschrift gefälscht hätte . . . daß er, wenn anders ich ihm nicht helfe, ein verlorener Mann wäre . . .“ Mühsam Atem holend, hielt der unglückliche Vater inne.

„Nun . . . und Du . . . was hast Du ihm auf alles das geantwortet?“ forschte Mr. Crooking.

„Daß ich meinen einzigen Sohn und einstigen Inhaber unserer ehrenwerten, makellosen Firma vor dem Zuchthause bewahren würde!“ schrie Herr Anselm Bergmann auf, „aber daß er mir aus den Augen gehen möchte . . . daß ein Fälscher nimmermehr mein Sohn wäre . . .“ Abermals verstummte er und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Und dann?“

„Nun, dann,“ sprach Herr Anselm mit erschöpfter Stimme, „dann ging er fort . . . aus dem Hause . . . Es war bald zehn Uhr. Um sechs Uhr morgens hat er sich erschossen. Acht Stunden lang ist er im Prater umhergeirrt, bis er endlich . . . sich dazu entschließen konnte . . . Es war ein langer, bitterer Todeskampf, alter Freund!“

Mr. Crooking überhörte die verschleierte, flehende Bitte um Nachsicht, welche aus diesen letzten Worten hervorklang.

„Warum aber that er den entsetzlichen Schritt, nachdem Du ihm doch versprochen hattest, ihn vor der Schande des Zuchthauses zu bewahren?“ fragte er streng.

„Weil die Dinge noch schlimmer standen, als er den Mut hatte, mir zu gestehen,“ antwortete Herr Anselm leise, leise. „Er hatte mir kaum die Hälfte der Summe seiner Schulden zu nennen gewagt.“

Mr. Crooking stieß einen kurzen Pfiff aus. „Stark!“ sagte er bloß. „Und alles das eines nichtsnutzigen Frauenzimmers halber! Wer ist sie denn, diese Dirne?“

„O, ein ganz gewöhnliches Ding vom Theater . . . eine Bekanntschaft aus seiner ersten Jugendzeit, der er, zu seinem Unglück, vor drei Jahren neuerdings begegnete. Als ganz junges Mädchen hatte sie eine Liebschaft mit ihm . . . Damals war sie noch unbescholten, und er hat sie zu jener Zeit verführt und dann, auf meinen Wunsch hin, verlassen, ehe er nach England ging . . . Übrigens hatte er sie damals auch satt bekommen und verlangte nichts Besseres, als sie abzuschütteln . . . Und dann fand er sie wieder . . . und setzte es sich mit einem Male in den Kopf, sie sich zurückzugewinnen . . .“

Frau Ellen machte eine Bewegung. Sie warf das Haupt in den Nacken und hörte der Erzählung mit versteinertem Gesichte zu.

„Sie war in der Mode,“ fuhr Herr Anselm fort, „der ganze Jockey-Klub pouffierte die Kreatur . . . es war nicht

leicht, ihrer habhaft zu werden . . . man mußte vorerst einigen Kavaliern den Rang ablaufen . . .“

„Höchst ehrenvoll!“ sagte Mr. Crooking voll Hohn.

„Ich will ihn nicht entschuldigen,“ entgegnete Herr Anselm, „er ist nicht zu entschuldigen. Aber er ist nicht der einzige. Für solche Weiber richten unsere Söhne sich zu Grunde, solchen verlorenen Geschöpfen opfern sie Familie, Ehre, Gewissen, Leben . . . Du kannst das alle Tage sehen, wenn Du willst. Und unsere Söhne sind von Kindheit auf daran gewöhnt, sich auf den von ihren Vätern erworbenen Reichtum zu verlassen . . . Gestützt auf diesen Reichtum, glauben sie es nicht nötig zu haben, mit den armen jungen Leuten an Geist, Selbstbeherrschung und Tüchtigkeit wetteifern zu müssen. Der Reichtum ist ja schon da . . . sie denken einzig und allein ans Genießen. Wäre dem nicht so, dann könnten nicht so viele Söhne aus reichen Häusern mißraten. Und diese Gemütsucht, diese Selbstverwechlichung steigern sich mit den Jahren bis ins Unendliche. Sie können sich nichts versagen! Sie müssen alles haben, wonach es ihnen gelüftet. Mein armer Sohn war eben genau so, wie es so viele sind . . . nicht besser und nicht schlechter; vielleicht noch ein wenig besser, weil er wenigstens den Tod allen dem selbst heraufbeschworenen Elende vorzog . . .“

Mr. Crooking zuckte die Achseln.

„Ist dieses Frauenzimmer denn schön und bezaubernd? Hat sie wenigstens Geist oder irgend etwas, was die große Anziehungskraft, welche sie auf die Männer ausübt, rechtfertigen könnte?“ fragte er.

„Nichts von alledem!“ verzetzte Herr Anselm. „Sie ist nicht einmal mehr hübsch . . . Geist hat sie nicht. Aber sie ist frech und gemein, weiß Vermögen zu vergeuden und Skandale zu verursachen . . . das ist ihre ganze Kunst.“

„For shame!“ rief Mr. Crooking aus. „Und einem Menschen, der solchen Weibsbilde nachtraunte, habe ich meine einzige Tochter zur Frau gegeben!“

„Gott weiß, alter Freund, wie furchtbar leid mir das thut, und daß ich mein halbes Vermögen opfern würde, wenn ich dadurch diese Heirat ungeschehen machen könnte. Aber Deine Tochter ist jung, sie wird meinen unglücklichen Sohn vergessen . . . ihr bleibt ein Kind . . . ich jedoch habe mit Paul alles verloren. Meine alte Firma erlischt mit meinem Tode . . .“

„Hast Du nicht Neffen? Söhne Deines verstorbenen Bruders? Könntest Du nicht aus diesen Deine Nachfolger machen?“

Herr Anselm winkte mit der Hand. „Ja, ich habe zwei Neffen,“ sprach er bitter, „zwei hoffnungsvolle Neffen . . . der ältere ein Thunichtgut, der jüngere eine Null, ein Dummkopf . . . Nein! diesen Neffen vertraue ich das Teuerste, was ich habe, die Ehre meiner Firma, nicht an. Lieber mag das Geschäft in fremde Hände übergehen. Unter meinen Bediensteten zähle ich brave, tüchtige Leute . . . Aus diesen will ich meine Nachfolger machen.“

„Und ich kehre mit meiner Tochter und meiner kleinen Enkelin nach Londoy zurück,“ sagte Mr. Crooking. „Und wenn Du Dich einmal zur Ruhe setzt, alter Knabe, dann erinnerere Dich meiner und komm zu uns.“

(Schluß folgt.)

## Die Grenzen der menschlichen Erkenntnis.

Studie

von

Dr. Liman.

(Fortsetzung.)

Dem gegenüber tritt das Verlangen ein, die Festigkeit der dogmatischen Pfeiler zu prüfen. Diese Aufgabe wird in gewissem Sinne schon früh herangezogen. Aber wie Extreme leicht in ihr Gegenteil umschlagen, so erheben schon Pyrrhon und Anesimos den Zweifel zum Prinzip und schaffen den Skeptizismus. Der freie Gedanke duldet keine Fessel; das Kind sträubt sich fröhlich gegen die Wunder der Höhle, die Madins Lampe erleuchtet, der nüchterne Verstand tritt in zeitigen Konflikt mit der götterbildenden Phantasie, der Zweifel durchragt das Neiz, mit dem die Autorität die Epigonen umspannt. Der Skeptizismus, indem er das Bisherige zerlegt, schafft gleichzeitig Platz für das Neue; seine Epoche ist gekommen, wenn zwei Zeitalter voneinander scheiden: als die hellenisch-römische Entwicklung das Maß ihres Schaffens erreichte und ihre Blüten verwelkten, da übernahm er das Amt des Totengräbers; die Morgenröte der modernen Kultur läuteten Banke ein und die englischen Skeptiker. Dem auch der Skeptizismus hat eine Grenze; das „Nein,“ welches er dem Dogma entgegenstellt, ist zu beweisen, die bloße Negation hat niemals Früchte gezeitigt. Will er selbst an dem Außersten zweifeln, ob der Mensch überhaupt zur Hervorbringung und Erfassung einer Wahrheit im Stande sei, so hat er durch unbezweifelbare Argumente diesen Lehrsatz zu beweisen; wagt er aber den Versuch, und betrachtet er den Zweifel nur als eine Vorschule zum Erkennen, so muß ihm die Unhaltbarkeit so extremer Gedanken einleuchtend werden und er muß dazu gelangen, „ein der Vernunft zugängliches Gebiet methodisch abzugrenzen.“ In dieser Weise wandelt er sich zum Kriticismus, wie ihn Kant grundlegend schuf, indem er nicht die Erkenntnismittel, wohl aber die Erkenntnisobjekte auf den Erfahrungsbereich einschränkte. Hiermit war das Problem gestellt, dessen Lösung zu finden Aufgabe der Jahrhunderte bleibt, das Problem der „Erkenntnistheorie,“ das in folgenden kurzen Darlegungen skizziert werden möge:

Der einfache, gleichmäßige Verstand nimmt auf Trennung und Glauben die volle Wahrheit, die Thatsächlichkeit der Dinge an, die ihm die Sinne vermitteln. Weiterjährend findet er über ihre mechanische Entstehung und ihre Eigenschaften nach, und schwingt sich schließlich bis zum Grübeln über Ursache und Zweck, also zu metaphysischen Fragen, empor. Ein Zweifel, ob Vorstellung und Welt kongruent sind, kam der rein empirischen Auffassung überhaupt nicht; ihr schien die Erfahrung etwa auf einer materiellen Einwirkung der Gegenstände auf die Sinne zu basieren. Diese Betrachtungsweise hat als Dogma den Satz, daß alle unsere Vorstellungen und Begriffe ihren Stoff in bestimmten Erfahrungen haben und alles, was über das Erfahrungsmäßige hinausgeht, Täuschung sei. Dem gegenüber erhebt sich nun die Gewißheit, daß die Bildung allgemeiner Begriffe, die Auffassung ursächlichen Zusammenhangs aus subjektiven Elementen erwächst, es tritt ein Rückschlag ein und über die richtige Mitte hinweg erstehen die rationalistischen Theorien, die aus den Elementen, welche die Verkehrtheit des Empirismus erweisen, ein Lehrgebäude zimmern, das, konsequent aufgeführt, in den Idealismus eines Nichte ausläuft.

Diese Auffassung wird — um in ganz allgemeinen Umrissen zu zeichnen — schließlich die Einwirkung einer materiellen Welt auf die Entstehung von Vorstellungen für unmöglich erklären, die letzteren vielmehr für angeboren oder für Erinnerungsbilder ausgeben und zu so abenteuerlichen Konstruktionen führen, daß nur noch etwa die Leibnizsche Annahme einer weltgeschöpflichen Allmacht die Lücken des Systems verstopfen könnte. Was liegt da näher, als daß ein fester Skeptiker einfach erklärt: „Wir können uns überhaupt in der Welt

nicht orientieren," und daß andererseits der Vorsichtige von beiden Systemen das Gute abzuschöpfen will und sich eine Art effektiver Suppe zurechtbraut, wonach unsere Vorstellungen teilweise aus der Erfahrung (a posteriori), teilweise aber auch aus dem Geiste (a priori) abzuleiten sind, so daß etwa die reinen Begriffe und die Verknüpfungen auf die angeborenen Ideen, die Vorstellung der Einzelvorgänge aber auf die Erfahrung zurückzuführen sei. Nun findet aber in jeder einzelnen Vorstellung eine Vereinigung statt, indem sie sowohl durch Wahrnehmung bedingt, wie auch nach bestimmten Vorstellungsgesetzen erzeugt wird. Hier beginnt das Feld der Kritik, das Kant den Nachkommen von seiner Höhe herab wies; wenn auch seine Entdeckungen nicht abschließend sein konnten und Irrtümer sich eindrängten, so bildet sein System doch gewissermaßen den Stamm der germanischen Esche, deren Zweige ein freies philosophisches Leben bilden. Denn auf denselben erstreckt sich ein neues Leben in allen Richtungen, die der Geist sich erwählt; die sozialpolitische Revolution der Rousseau und Mirabeau, die künstlerische Umwälzung der Goethe und Winkelmann, sie stehen nicht bloß in zufälligem, zeitlichem Zusammenhang mit der eminenten, revolutionären Geistesleistung des schlichten Denkers von Königsberg; durch ihre Thaten wurden die goldenen Pforten geöffnet, durch welche der Geist der neuen Zeit hereinbrauste, der uns umweht.

Lichtenberg äußert einmal, daß des Menschen Geist aus nichts heller hervorleuchte, als daraus, daß er sogar den Betrug ausfindig machte, den ihm gleichsam die Natur spielen wollte, indem sie ihm vorpiegelte, er erkenne äußere Gegenstände, wie sie wahrhaft sind. Suchen wir einmal schrittweise den Weg nachzugehen, auf welchem man hinter jene Täuschung gelangt. Wir blicken zunächst auf die Resultate, welche durch die äußeren Sinne uns vermittelt werden, und setzen weiter die Gegenstände außer uns als wirklich voraus. Da erhebt sich die elementare Frage, unter welchen Bedingungen die Empfindungen entstehen, die durch die Sinne erweckt werden. Ein Schall, ein Geruch u. s. kann nur hervorgerufen werden durch einen Reiz, der die entsprechenden Organe in Thätigkeit setzt und im Körper eine Art physischer Reaktion hervorruft, d. h. einen Nervenprozeß, der sich so weit in ein Centrum fortpflanzt, daß der Bewußtseinszustand der Gehörs-, Geruchs- u. s. Empfindung erzeugt wird. Wie es nun kommt, daß wir Athemwellen sehen und nicht hören, daß wir eine Welle als blau, die andere als rot empfinden, ist ebenso unerklärlich wie der Umstand, daß aus physischen Bewegungen der Nervenatome nicht wieder Bewegung, sondern Empfindung hervorgeht. Dieses Unerklärliche haftet jedem Verhältnis von Ursache und Wirkung an.

Man möge, um die Beispiele Loges und des Geschichtsschreibers des Materialismus anzuführen, zwei kleinste Moleküle der Materie oder zwei Himmelskörper betrachten, von denen die Bewegung des einen auf die des anderen Einfluß übt, so wird man alles übrige hübsch in Rechnung bringen können; allein das Verhältnis der Attraktionskraft, welche die Übertragung vermittelt, zu den Körpern selbst birgt noch die volle Unbegreiflichkeit jedes einzelnen Naturvorganges in sich. — Wenn wir das innere Getriebe einer Maschine betrachten und das Zueinandergreifen ihrer Bestandteile, so glauben wir ihre Wirkung zu verstehen, weil unsere Anschauung hier vielerlei zu sehen bekommt. Bei einigem Nachdenken finden wir jedoch, daß wir die beiden Bedingungen nicht verstehen, auf denen alle Maschinenwirkung beruht, nämlich die Kohäsion der festen Teile und die Mitteilung der Bewegung. Worte allerdings kann man hierüber viele machen; aber zuletzt weiß man doch nicht, wie ein Teil eines festen Körpers es macht, um seinen Nachbarn bei sich festzuhalten, oder wie er es macht, eine Bewegung, in welcher er selbst begriffen ist, aufzuheben und an einem anderen Teile wieder entstehen zu lassen. Was wir also in diesen Fällen wirklich beobachten, ist bloß die äußere Scenerie, in der eine Reihe von Vorgängen abläuft, von denen jeder einzelne mit seinem Nachfolger auf eine völlig unsicht-

bare und unbegreifliche Weise verbunden ist. Ebenso unfasbar, wie die Übergänge von Bewegungen zu qualitativen Empfindungen, bleibt für uns schon das Verhältnis zwischen Reiz und Empfindung in quantitativer Beziehung. Wie es nämlich Reize giebt, welche von unseren Organen überhaupt nicht wahrgenommen werden können, so sehen wir auch, daß bei gewissen, bereits erkennbaren Reizen, z. B. bei Druckempfindungen, durch die Hinzufügung eines minimalen auf die gleichen Nerven wirkenden Sonderreizes die vorhandene Wirkung nicht geändert wird, daß vielmehr zwei Empfindungen erst dann unterschieden werden, wenn die Intensitäten der veranlassenden Reize in einem bestimmten geometrischen Verhältnis stehen. Die Psychophysik, durch Weber und Fechner begründet und durch zahlreiche Experimente und statistische Nachweise fortgeführt, hat ferner die Frage, wie die Reize wachsen müssen, damit der Übergang von einem Werte derselben zum anderen immer denselben konstanten Zuwachs der Empfindungsstärke nach sich ziehe, dahin beantwortet, daß die Reizstärken, wenn die Empfindungsstärken in einer arithmetischen Reihe wachsen, ihrerseits in geometrischem Verhältnis, also viel rascher, zunehmen müssen. — Dies gilt mit entsprechenden Modifikationen von optischen, akustischen und allen anderen Reizen. Warum dies Verhältnis stattfindet und nicht vielmehr die Empfindung mit dem Reize gleichmäßig wächst, bleibt eine ungelöste Frage.

Halten wir uns vor Augen, daß die äußeren Eindrücke, mechanische Bewegungsvorgänge, nicht eine einfache Fortsetzung dieser Bewegung, sondern ein Verschiedenes und sogar ein Manigfaches hervorrufen, derart, daß dieselben äußeren Einwirkungen, wenn sie auf verschiedene Organe treffen, die verschiedenartigsten Empfindungen erzeugen, daß beispielsweise dieselben Atherschwingungen vom Auge als Licht, von der Haut aber als Wärme gefühlt, daß dieselben Luftschwingungen von der Haut als Schwirren, vom Ohr als Ton empfunden werden, so stehen wir vor der unabweisbaren Gewißheit, daß wir „durch den Verlauf unserer Empfindungen nicht mit wirklichen Qualitäten außer uns befindlicher Gegenstände bekannt gemacht, sondern nur ihrer Einwirkung auf uns inne werden, wie sie gerade durch das funktionierende Organ, wie sie ferner durch die Beschaffenheit unseres Empfindungsvermögens bedingt werden.“ Diese Thatsache, welche uns belehrt, daß Farbe, Klang, Geruch, Geschmack, Wärme und Kälte, Weichheit und Härte, Rauheit und Glätte nicht reale Eigenschaften der Dinge sind, sondern subjektive Anschauungen des Individuums, läßt sich durch folgendes plausibel machen: Gabriel Max hat ein ziemlich bekanntes Gemälde geschaffen, einen Christuskopf, dessen Augen dem Beschauer bald geschlossen, bald, bei Veränderung des eigenen Standpunktes, geöffnet erscheinen. Der Farbenfleck auf der Leinwand des Künstlers bleibt selbstverständlich in jedem Falle der gleiche, in dem Objekt der Betrachtung ändert sich also nichts; wenn also ein Unterschied in dem Eindruck bemerkbar wird, so beruht dies auf einem Wechsel innerhalb der subjektiven Bedingungen. Schon hier dürfen wir Du Bois Reymonds bekanntes Wort citieren: „Das mosaische: «Es ward Licht» ist physiologisch falsch; Licht ward erst, als der erste rote Augenpunkt eines Infusoriums zum erstenmal Hell und Dunkel unterschied.“

Wir müssen uns sogar, jagt Helmholtz mit Recht, hüten vor der Annahme, daß die Qualität unserer Empfindung uns ein Abbild von der Eigentümlichkeit der äußeren Einwirkung liefert, selbst nur in dem Sinne, wie die Platte des Photographen die räumliche Ausdehnung wiedergiebt; wir erhalten vielmehr nur Zeichen, so daß wir aus diesen uns ebensowenig die Beschaffenheit der Dinge entnehmen können, wie uns der bloße Anblick einer Reihe von Buchstabenzeichen die Pracht einer Landschaft oder den Blutgeruch eines Gemetsels wiedergiebt.

Wenn bisher ausgeführt wurde, daß die Qualitäten der Anschauung, nicht den Dingen anhaften, so ergibt sich aus der Erwägung, daß alle Dinge nebeneinander oder nacheinander, also im Raum oder in der Zeit und nicht einzeln, sondern ver-

knüpft erscheinen, die weitere Frage: Gehören Raum und Zeit zu den subjektiven Anschauungen oder nicht?

Kant stellte seine Untersuchungen über Raum und Zeit an die Spitze aller anderen; denn „dem spekulativen Geiste drängen sich vor allem diese Fragen auf: Was ist die Zeit? Was ist dies Wesen, das aus lauter Bewegung besteht ohne etwas, das sich bewegt? — und was der Raum? dieses allgegenwärtige Nichts, aus welchem kein Ding heraus kann, ohne aufzuhören, etwas zu sein?“ Er fand, daß Ausdehnung und Gestalt, Ruhe und Bewegung, Maß und Zahl aus unserem Gehirn mittels Zeit, Raum und Kausalität entspringen. Folgende vier Sätze sind es, welche ihm den Raumbegriff als a priori gegeben beweisen: 1. der Raum ist kein empirischer Begriff, der von äußeren Erfahrungen abgezogen wird; denn die Vorstellung des Raumes muß aller konkreten Lokalisierung schon zu Grunde liegen; 2. der Raum ist eine notwendige Vorstellung a priori, die allen äußeren Erscheinungen zu Grunde liegt; denn man kann sich niemals eine Vorstellung davon machen, daß kein Raum sei, obwohl man sich wohl vorstellen kann, daß keine Gegenstände in demselben seien; 3. der Raum ist kein allgemeiner Begriff von Verhältnissen der Dinge überhaupt, sondern eine reine Anschauung; denn man kann sich nur einen Raum vorstellen, dessen Teile alle sogenannten Räume sind; 4. der Raum wird als eine unendliche gegebene Größe vorgestellt; kein Begriff kann aber so gedacht werden, als ob er eine unendliche Menge von Vorstellungen in sich enthielte; also ist die ursprüngliche Vorstellung vom Raume Anschauung a priori. Wir haben also den Raum als die formale Beschaffenheit des Gemütes, von Objekten affiziert zu werden, nicht aber als eine Bestimmung, die dem Gegenstande selbst anhaftet, zu betrachten; der Raum ist die Form des äußeren Sinnes überhaupt. In gleicher Weise erklärt Kant die Zeit als die Form des inneren Sinnes, da sie ebensowenig wie der Raum für sich bestehen könne, wenn man die subjektiven Bedingungen der Anschauung aufhobe; weil aber alle Vorstellungen, auch wenn sie äußere Dinge zum Gegenstande haben, doch an sich selbst zum inneren Zustand gehören, dessen formale Bedingung die Zeit ist, so ist die Zeit mittelbar auch eine formale Bedingung a priori der äußeren Erscheinung. Somit würden alle Verhältnisse der Objekte im Raum und Zeit ohne die subjektive Beschaffenheit der Sinne verschwinden; was es für eine Bewandnis mit den Gegenständen an sich haben möge, bleibt uns unbekannt. Kant nannte seine Richtung, die, weil sie sich auf die Prüfung der menschlichen Erkenntnis kraft stützt, den Kriticismus begründete, einen transcendentalen Idealismus. Er versteht unter transcendental die Anerkennung des Apriorischen und daher bloß Formalen in unserer Erkenntnis; wollte man dagegen Untersuchungen anstellen über alle Erfahrung hinaus, so wären dieselben transcendental. Da nun seine Philosophie es zum Bewußtsein bringt, daß sie über die Erscheinung nur auf ihren Ursprung hinausgeht, so ist sie transcendental. Der Begriff des reinen Idealismus steht jenem populären Sensualismus gegenüber, welcher auf Grundlage des gesunden Menschenverstandes die Dinge, wie sie erscheinen, als wirklich nimmt und mit Fichte erklärt, die Annahme der Entstehung des Stoffes der Vorstellung durch den Einfluß der Dinge an sich sei unwahr, der Stoff wie die Form gehe aus der bloßen Thätigkeit des Ich hervor.

Kant dagegen macht der vorliegenden Welt ihre Realität nicht streitig, sondern sagt nur, daß sie durch die Form der Anschauung bedingt sei. — Thatsächlich wird man den einzelnen Ausführungen Kants manches entgegenstellen haben, die Resultate aber, die er gewinnt, zum Teil als ewige Wahrheiten betrachten müssen. Wollen wir aber uns über die Bedeutung der großen Entdeckungen Kants für unsere gesamte Weltauffassung klar werden, so dürfen wir wohl an diesem Orte bereits an die Worte erinnern, die Schopenhauer, anknüpfend an Kants Erläuterung des Zeitbegriffs, ausspricht: „Vor Kant waren wir in der Zeit, jetzt ist die Zeit in uns. Im ersteren Falle ist die Zeit real,

und wir werden, wie alles, was in ihr liegt, von ihr verzehrt. Im zweiten Fall ist die Zeit ideal, sie liegt in uns! Da fällt zunächst die Frage hinsichtlich der Zukunft nach dem Tode weg. Denn bin ich nicht, so ist auch keine Zeit mehr. Es ist nur ein täuschender Schein, der mir eine Zeit zeigt, die fortfliehe ohne mich, nach meinem Tode. Eine andere Folgerung wäre diese, daß in irgend einem Sinne das Vergangene nicht vergangen sei, sondern alles, was jemals wirklich und wahrhaft gewesen, im Grunde auch noch sein müsse; indem ja die Zeit nur einem Theaterwasserfall gleicht, der herabzufließen scheint, während er als ein bloßes Rad nicht von der Stelle kommt — wie der Raum an ein in Facetten geschliffenes Glas erinnert, welches uns das einfach Vorhandene in zahlloser Vielfältigkeit erblicken läßt.“

(Zchluss folgt.)

## Heroica.

Von

Carl Bleibtreu.

(Zchluss.)

**N**in Wald bei Argonne im mittleren Frankreich. Eine Försterei. Vorn ein paar Bänke und ein Holzstisch, an welchem der junge Korps Bonaparte in sümender Stellung sitzt. Er trägt die Uniform eines Artillerieleutnants, schwarzen Rock, schwarze Beinkleider, Stiefelletten und Handschuhe, schwarzen Hut und Degen. Vesperglocken läuten in der Ferne. Und der junge Mensch spricht in abgerissenen Sätzen halbblau vor sich hin: „Habe nun manch ein Jahr verbracht mit ernstem Streben und Sinnen und Mühen. Habe die Strategie studiert, bis ihre letzten Geheimnisse sich mir erschlossen. Was half's! Das Glück weist mir ewig die Thür. Begreiflich! Bin ich doch von geringem Stand, trage einen unbekanntem Namen, bin ohne Komplexion und Protektion. In Brienne auf der Kriegsschule galt ich als ein schäbiger Korps «von gar keiner Familie!» Vor allen Dingen bin ich arm, blutarm. Und das alles hat sich nicht gebessert und wird sich niemals bessern. (Steht auf.) Ich bin es müde. Na, ich bin es müde, daß jeder Unverschämte über meine Dürftigkeit spottet. Meine vornehmen Kameraden — ja, an gelbem Metall sind sie mir überlegen, an edlen Empfindungen stehen sie bergtiefer unter mir. Wie, und soll ich ewig die Zielscheibe bilden für adlige Lummel, die meine Armut und meine Herkunft belächeln?“

Wer kommt? Mutter Lieve, eine alte Bäuerin, die hier eine Gastwirtschaft hält. Sie trägt ein Tablett mit Brot und Milch, das sie vor ihm auf den Tisch setzt.

„Hier, junger Herr, hier hast Du Dein Brot und Deine Milch, frisch von der Kuh.“

„Dank Euch, Mutter Lieve.“ Er trinkt und senkt dazu in der sentimentalen Phrasensprache der Zeit. „Wie schmeckt der Trunk so klar und rein. Quillt er doch aus der Mutterbrust der Natur!“

„Ja ja, junger Herr, das ist ein Tränklein, wie kein andres, hält Leib und Seele zusammen. Darum kommst Du auch jeden Abend hierher in den alten Wald zu der alten Lieve und läßt Dir's schmecken.“

„Ganz recht, Mütterchen, und billig ist das ganze Vergnügen. Meine Kameraden trinken lieber Champagner.“

„Na ja, hab's wohl gemerkt. Steht ein bißchen knapp mit der Gage, gelt? Und der Herr Vater schickt keine hohen Wechsel?“

„Mein Vater ist tot, und meine Mutter muß sich selbst ernähren, samt Brüdern und Schwestern.“

„Ach! Aber den einen Herrn Bruder, der Dich öfter hierher begleitet —“

„Ach so, der Louis! Ja, den ernähr' ich selbst. Gott weiß wie!“

„Von Deiner Gage, Herr Lieutenant? Das ist ja unmöglich, meiner Treu!“

„Das Wort «unmöglich» ist nicht französisch. Wohl, ich lasse meinen Bruder erziehen, ich finde Mittel, für ihn die Pension zu bezahlen.“

„Alles aus der Lieutenantsgage? Das kostet Entbehrungen!“

„Nun ja, ich setze nie den Fuß in ein Café oder eine Gesellschaft. Meine Kleider büßst' ich selbst, und was meine Nahrung betrifft — ich esse eben trocken Brot.“

„Aber, junger Mann, fällst Du da nicht auf unter Deinen Kameraden?“

„Deswegen lebe ich wie ein Bär, immer allein in meiner kleinen Stube.“

„Du lieber Gott! Ohne alle Freunde?“

„Das nicht. Meine Bücher sind meine Freunde, und — pah! Diese meine einzigen Freunde sind auch die einzig wahren Freunde, die der Mensch besitzt. Aber, um mir Bücher zu verschaffen, welche harten Bedingungen erkaufen ihren Besitz! Ich spare mir das Brot vom Munde. Und wenn ich nun zwei Thaler zusammengespart habe, welche kindliche Freunde! Dann lenke ich meine Schritte einem Buchladen zu und mustere ihn mit Neid, forsche hin und her begehrlischen Blicks. Endlich zieh ich die Börse und überlege, was sie mir gestattet.“

„Was, und Du hast gar keine andern Vergnügungen, wie junge Leute Deines Alters?“

„Nein doch! Das sind die Excesse meiner Jugend.“

„Hör' mal, junger Herr, Enthaltbarkeit ist eine schöne Tugend, wie unser Herr Pfarrer predigt. Aber allzuviel ist ungesund. Keine Freunde, kein Amusement! Na und sag' mal, Du bist doch ein Soldat und ein Offizier . . wie steht's denn mit der Liebe?“

„Pah! Diese dumme Ideologie verwirrt nur die Dinge. Die Liebe hat keine berechtigte Existenz. Ich leugne sie, ich halte sie für schädlich. Dieser Unsinn hat viel Ubles gestiftet. Wahrfastig, das wäre eine Wohlthat der Gottheit, die Menschen davon zu befreien!“

„Ne, nun hab' ich genug! Was, auch keine Liebe mehr! Das ist der armen Leute ihr Braten. Gott, was müßt Ihr Euch langweilen, Herr Lieutenant!“

„Durchaus nicht, meine Gute. Ich lese sogar Romane — Liebesgeschichten, wißt Ihr — und versuche, selbst welche zu schreiben.“

„Ist's die Möglichkeit! Das hätt' ich Euch nie zugetraut.“

„Da hat die Einbildungskraft freien Spielraum.“ Er stützt den Kopf in die Hand. „Das entrückt uns in eine ideale, schönere Welt aus diesem elenden Leben.“

„Versteh' schon. Ihr denkt Euch was aus, so was recht Ausschweifendes, wo man sich zurecht träumt, was man gern haben möchte. Da avanciert der Herr Lieutenant zum Marschall, zum König und Kaiser, gelt?“

„Warum nicht gar! Ich bin der positivste Kopf von der Welt — der nüchternste Rechner, versteht Ihr — und darum

messe ich meine Träume stets mit dem Zollmaß der Vernunft. Und dann untersuche ich, worin sich die tägliche Welt, die uns umgiebt, von dem Traumreich unterscheidet. Ja, dort allein lebt die Gerechtigkeit, die Freiheit, die Gleichheit. Dort nur sieht jede Laufbahn offen dem Talent, jede Ungleichheit äußerer Stände verschwindet . .“

„Ach ja so! Davon munkelt's ja jetzt in ganz Frankreich. Die Nationalversammlung drinnen in Paris will den Herrn König und den hohen Adel und die Herren Bischöfe zwiebeln, und den gemeinen Mann hochbringen. Wer da oben sitzt, der soll erniedrigt werden; wer da niedrig ist, der soll erhöht werden.“

„Ja, ja, das sind so Chimären! Fromme Wünsche, aus denen doch nie was wird.“

Doch sieh, ein anderer tritt auf, in derselben Uniform.

„Da kommt ein Herr Kamerad, Ihr Freund. Guten Abend. Ich will die Herren nicht stören.“ Liefse knixt und geht. Bonaparte erhebt sich: „Ah, Marmont! Sehr freundlich von Dir, daß Du zum Rendezvous kommst. — Aha, Du bringst mir meine Schmökereien und Schmierereien zurück?“

Marmont wirft einen Pack Manuscripte auf den Tisch: „Was mit vielem Interesse. Der Roman aus Korsika ist nicht schlecht, die andern Erzählungen in Stile Voltaires nicht übel.“

„Und mein Drama «Effer»?“

„Besser hat mir das andere gefallen, «Der verschleierte Prophet.»“

„Nicht wahr, da hab' ich famos gezeigt, wie man die Menschen betrügen muß? Und die «Briefe über Korsika» was? O, meine Heimatinsel! Mit ihren hohen Bergen, der wilden Klüfte, dem tiefblauen Himmel und tiefblauen Meer, dessen Rauschen sich mit dem Echo des Windes in den Höhlen versing und mein lauschendes Ohr in seltsame Melodien wiegte. O, wär' ich daheim, wär' ich ein Wildbich nur auf der Halde! Da wär' ich noch ein Mensch, ein Freier!“

„Genug von diesem Jugendheimeh! Wir stehen hier auf französischem Boden. Und der Boden schwankt so sehr, daß es feststehen gilt. Auf, auf, Du Träumer! Laß ab von dieser Schwermut! Das kommt davon, wenn man ewig über Ossian und den «Leiden des jungen Werther» brütet! Was sümst Du?“

„Den Tod. Immer einsam, selbst inmitten der Menschen — was soll ich auf der Welt? Mein Leben begann mit lauter Unglück. Nichts bereitet mir Freude.“

„Darin liegt eben Dein Fehler. Warum die Menschen verachten!“

„Warum sie lieben! Wie entfernt sind sie von der Natur, wie feige und feil, wie dumm und knechtisch! Ja, alles hier auf Erden verursacht mir Schmerz, mein Dasein ist mir zur Last. Denn die Menschen, mit denen man zu leben verdammt, sind alle so ganz anders geartet als ich.“

„Wozu dieser unendliche Widerwille! Du liebst ja Deinen Beruf.“

„Ja, er ist der schönste auf der Welt. Aber ich bin nicht geschaffen zum Garnisonsoffizier, der frivole Komplimentchen drehselt. Ich wäre ein Mann der Schlacht.“

„Nun, denn vorwärts in die Schlacht!“

„Wo denn? Was ist ein winziger Lieutenant sonst? Ein Pflastertreter, ein Taugenichts. Ein halb Dutzend Jahre

lang aufs Avancement warten, bis man Premierlieutenant wird, dann ein Duzend Jahre bis zum Hauptmann — und dann als solcher pensioniert werden — ewig so sein kümmerliches Lebenslicht fortglimmen lassen — halb verhungern bei 100 Frank monatlich — willenslose Dienstmaschine, jede Miene hinter einer Maske verdecken — wahrhaftig, ein dürrer Gericht, das mir die Zukunft vorsetzt, von keiner tröstlichen Hoffnung gewürzt! O, hätt' ich mir den Pflug erwählt und wär' ein Tagelöhner, statt mich fruchtlos dem Kriegerorden zu vermählen in ewig unfruchtbarer Ehe!"

„Schön, schön. Aber jetzt, nach den neuesten Nachrichten . . . jetzt könnten doch wohl Ereignisse eintreten, die uns schnellere Beförderung verbürgen — Ereignisse, die all die Hindernisse beseitigen, die Deinen berechtigten Ehrgeiz lähmen.“

„Ich verstehe Dich nicht. Nein, das Unerträgliche ist unabänderlich.“

„Nein doch! Dein Feuerkopf fiebert einem Augenblick entgegen, der Dich ruft, und dieser Augenblick . . .“

„Wann könnte er kommen! Ja, mein Wille fiebert, er drängt nach Erlösung wie ein Explosivgeschoss in seiner Hülse. Umsonst. Für immer eingesperrt, verzehrt er sich in sich selber. Um meinem Anspruch auf That und Ruhm zu genügen, müßte Unerhörtes sich vorbereiten, die ganze Ordnung der Dinge müßte sich umkehren.“

„Und sie thut es. Als hätte man auf Dich gewartet, mein kleiner Mann! Ich sehe wohl, Du weißt von nichts. Hast Du denn alles verschlafen?“

„Ich kam zwei Tage nicht aus der Höhle. Was giebt's?“

„Da! da! lies!“ Und Marmont wirft ihm einen Pack Zeitungen hin, wie einem Löwen den Fraß.

„Was! Die Bastille erstürmt! Die königliche Gewalt gebrochen! — — Geschehen noch Wunder und Zeichen? Ja, ich schnelle empor, wie das Streitross beim Klange der Trommete. Vorwärts, mein Freund, stürzen wir uns in die Bewegung. Dem Mutigen gehört die Zukunft.“

Roll weiter auf, o Vorhang! Fällt kein Schatten auf so frohe Hoffnung? Ach, gar viele, viele Schatten! Mühsam klimmt der arme Unbekannte durch scharfes Geröll empor. Endlich, endlich! Siebenundzwanzig Jahre mußte er durchkämpfen als Erdgeborener, er, der schon als Kind den Imperator gespielt — in einer Zeit, wo Dreiundzwanzigjährige die Heere der französischen Republik zum Siege führten — endlich hat er, was er braucht: eine Armee. Die Alpen sind überstiegen . . . und doch muß er stolpern an der Schwelle des Glücks, denn heute . . . die Schlacht von Arcole . . . Eine Dammhöhe, deren Böschung in Sümpfe führt, über die Etich. Die Republikaner weichen. Ihnen entgegen wirft sich Oberst Lannes, der an diesem Punkte kommandiert.

„Halt! Steht, steht! Franzosen wollt Ihr sein? Hundsfötter seid Ihr! Was, diese Kroaten, die da hinten irgendwo am Weltmeer hocken, denen wollt Ihr den Rücken wenden? — Holla, Marmont!“

Marmont als Artilleriemajor mit einem Adjutanten tragt soeben heran und ruft: „Alles umsonst. Die Verwirrung nimmt überhand. — Adjutant Muiron, flieg' zu Bonaparte! Er selbst muß erscheinen, sonst geht alles zum Teufel.“

Der Adjutant eilt ab.

Lannes fragt hastig: „Wie stets bei Massena im rechten Flügel? Das Centrum wantt.“

„Die Brücke muß genommen werden, kost' es, was es wolle. — Du bröcklige Brücke von Arcole, an dir rennt sich der beste Kopf Europas das Hirn aus dem Schädel. O Bomben und Kanonen!“

Oberst Berthier, Stabschef Bonapartes, den linken Arm mit der rotweißen Adjutantenbinde umwunden, braust heran: „Du thätest besser, bei Deinen Kanonen zu fallen, statt von ihnen zu schwagen. — Oberst Lannes, strikter Befehl vom Oberkommando: Sie müssen noch einen Sturm wagen!“

„Bedarf keines Befehls vom Kleinen Korporal. Bin nicht umsonst aus dem Lazarett mit meiner Wunde her in die Schlacht geeilt, um mein Leben zu sparen. — Vorwärts, angegeschlossen! Rücken herum, Gesicht herum! Drauf und die Schwerenot!“ Lannes führt seine Soldaten über die Dammhöhe nochmals vor. Trommelwirbel, Schießen, Pulverdampf, Kanonenschläge. —

Murat als Oberst der Jäger-zu-Pferd, einen Stabstrompeter neben sich, erscheint auf der Stelle: „Schlag das Wetter drein! Wenn ich doch nur eine Lücke fände, um einzuhauen! Sah mein Lebtage noch nicht solch miserables Terrain für eine Attaque!“

„Murat, versuchen Sie das Äußerste! Die Schlacht geht verloren. Die Kavallerie muß —“

„Was sie nicht kann! Fordert, was möglich ist! — Ich decke den Rückzug, das ist alles.“

„Rückzug! Drei Tage lang wütet nun diese furchtbare Schlacht, und so sollte es enden?“

„Da kommt die Bande wieder zurück!“

„Fahrt zur Hölle, Memmen!“

Fliehende Soldaten stürzen die Böschung hinunter.

Lannes donnert oben auf der Höhe: „Zu mir, Kerls, und thut Eure Pflicht! Es lebe die Republik!“

„Zu spät!“

„Alles ist verloren! — Rette sich, wer kann!“

In diesem Augenblick erscheint Bonaparte oben auf der Höhe, eine Fahne in der Hand, die er hoch schwingt.

Alle stutzen und starren hinaus.

„Soldaten, wenn man Euch fragt, wo Ihr Euren Feldherrn verlieset, so sagt: Bei Arcole!“ Er verschwindet nach links.

„Der Feldherr! Er ist in Gefahr!“

„In Gefahr? Ihm nach!“

„Der Feldherr, der große Feldherr!“

„Rettet, rettet den General!“

„Schon ist er auf der Brücke!“

„Mitten im Pulverdampf!“

„Mitten im Feind!“

„Haut ihn heraus! Rettet, rettet den Kleinen Korporal!“

Lannes, oben auf der Höhe: „Angegeschlossen zur Sturmkolonne! Fällt das Bajonett, rechts zur Attaque!“

„Vorwärts, es lebe die Republik!“

„Ach was Republik! Kameraden, — Bonaparte!“

Ein Schrei: „Es lebe Bonaparte!“ dringt aus tausend Kehlen. Seine Gegenwart elektrifiziert den Soldaten. In wildem Elan stürzt die Sturmkolonne der Grenadiere über die Brücke vor, vor ihr her der kleine, bleiche Mann mit furchtbar flammenden Augen, die Fahne überm Haupt geschwungen, die



langen Haare flatternd im Winde. Alle Geschütze des Feindes speien Tod und Verderben, ganze Kotten der Stürmer werden hingestreckt. Der Bürger Miron, der Leib-Adjutant des Feldherrn, hat ihn erreicht und fällt, indem er ihn mit seinem Leibe deckt. Aber wo ist Bonaparte geblieben? Man sieht ihn nicht mehr. Ja, wo steckt er? Im Sumpf! Von der Brücke wurde der schwächliche Knirps im Getümmel hinabgedrängt, und nun arbeitet er sich mit Mühe aus dem Schlamm empor. Die Seinen werden ihn später schon finden, — jetzt ist dazu keine Zeit. Er lauscht, düster und in sich gekehrt, ohne sich zu regen. Noch steht der Kampf, die Österreicher wanken nicht, sie gewinnen vermutlich wieder die Oberhand, denn der Kampf um die Brücke und das jenseitige Ufer wogt immer noch unentschieden hin und her.

Jawohl, so nimmst's denn doch ein Ende mit dem kurzen Siegesrausch. Was nützt dem Mann der That sein Genie, wenn das Schicksal ihm zuruft: Ich will nicht, ich mag dich nicht! — Endlich winkt mir das Glück durch sie, Josephine . . . ich thue das Menschenmögliche, ich zerstäube die Übermacht nach allen Seiten mit Blitesschlägen . . . ich bin aufgetaucht vor Europa als blendendes Gestirn . . . und nun verlösch' ich doch kläglich hier im Sumpf von Arcole. Meine Lage war und ist verzweifelt . . . bring' ich die Österreicher nicht zum Weichen, so muß ich Mantua aufgeben, und dann sind alle Früchte meiner Siege verloren, ich mit. Ich habe das Äußerste versucht gegen das Unmögliche, drei Tage ringe ich nun, wer der Zähmste ist . . . aber jetzt muß ich zurück, wenn der letzte Sturm mißlingt. Haha, ja, Unglück überall. Meine Frau . . . ich habe mich nicht getäuscht! Als ich unterm Triumphbogen Mailands einzog, war ich der einzig Unglückliche im Kreis meiner jauchzenden Truppen: ihr Medaillon zerbrach auf meiner Brust . . . sie ist krank, dacht' ich, oder hat einen Liebhaber. O, ich vom Schicksal Geschlagener! Auch das noch, als ob ich alles Wehe bis zur Hefe kosten müßte! Gestern noch schrieb ich ihr aus meinem Zelt, während die dumme Welt mich über meiner strategischen Rettung brütend wählte: „Fürchte den Dolch Othellos!“ Ja, fürchte . . . horch, dieser Lärm, dies Blasen . . . O, die vierzig Hufaren, die ich mit zehn Trompetern unter Murat in die Flanke beorderte . . . pah, nur ein Scherz, hilft vielleicht für den Augenblick . . . ha, was ist das? Was seh ich? Sie wanken, sie fliehn!! Sie glauben an einen großen Reiterangriff, und der moralische Eindruck — „Sieg, Sieg!“ schallt's von allen Seiten — vorwärts, vorwärts, die Schlacht ist gewonnen! . . .

Langsam, bedächtig arbeitet sich der vergessene Obergeneral zum Ufer empor. Festen Fußes besteigt er die Brücke. Dann pudt er nachdenklich seine beschmutzten Kleider mit dem Taschentuch ab und brummt dazu halbblaut: „So, wenn das möglich war — hm, nun fange ich an zu glauben, daß ich wirklich zu einer ersten Rolle geboren bin.“

Dieser Bonaparte, dieser Knirps mit dem zerrauten Haar, wird bald aufhören, seine lächerliche Heldenrolle zu spielen. Man wird ihn einfach füßlicheren, diesen widerspenstigen, größenvahnjünnigen, albernern Nichts, der durch bloßen Zufall ein paar Siege gewann. Der wahre Messias hält sich noch im Verborgenen, der kommt erst noch. Auf den wartet alle Welt, daß er der herrschenden Unordnung ein Ende und auch

marktshreierischen Hanswürsten, wie diesem sogenannten Sieger von Italien, den Garaus mache. — „Morgen wird das Schicksal der Welt entschieden.“ Der Welt? Kann der stauende Murat seinen Ohren trauen? Doch nur das Schicksal der morgigen Schlacht von Abuzir? Was bedeutet dies Rätsel? Bonaparte antwortet nicht und starrt nur hinaus in das Meer.

Tot, alle tot! Murat, dem man eine Krone auf seinen Puppenkopf stülpte, Ney, der Tapferste der Tapferen, Josephine, die Liebenswertigste der Frauen — alle dahin, gestorben mit gebrochenem Herzen, gebrochen um ihren eigenen, um Napoleons, um Frankreichs Fall. Lannes, gefallen inmitten seines Ruhmes für die Ehre der französischen Waffen — er, der Achilleus der Großen Armee, mit seinem vornehmen, schwermütigen Marschallsgezicht — dahingerafft bei Aspern — warum er und nicht sein Kollege, der schielende Gauer Massena, der Heldenlump? Warum muß dieser den Fürstentitel von Eßling heimtragen, der verwegene kleine Kerl, der schlechtere Mann von beiden, von derselben Walstatt, wo mein alter Zeltbruder fiel? Lannes! Was gab' ich darum, ihn noch einmal zu sehen, jetzt, hier! Er wäre seinem Kaiser treu geblieben. Er war der letzte von den „Alten“ von 1796, der mich zu duzen wagte! Wie feinz' ich nach solch einem Menschen! Josephine tot und Lannes und Duroc, und Marmont Verräter — so endet also alles! . . . Ja, welche Schicksaldichtung war dies Leben, getragen vom Bewußtsein innerer Allmacht! Aus dem tiefsten, jämmerlichsten Elend, drin je ein Sterblicher geseufzt, empor zu übermenschlicher Gloire, zur Weltmacht, die kein Cäsar je befehen! Horch, wie Posaunen schmetter't durch die Lüfte, der Weltgeschichte Adler rauscht herab, empor aus ruhmvoller Verborgenheit reißt es den großen Unbekannten, Diogenes aus seiner Bettlertonne, empor zum Sonnenfluge Alexanders. Die Brücke Lodis und die Brücke Arcoles zimmert er zusammen zu einer einzigen Kerzesbrücke, auf der er weiter nun und weiter stürmt zum Orientufer Alexandrias, wo sich sein Ahn, der Welteroberer, an Jugend ihm ähnlich und an Gestalt, ein ewiges Mal gesetzt. Marengo! jauchzt die Erde siegestoll, und dann ununterbrochen allbetäubend gelst der Legionen Tuba: Heil dem Cäsar! Austerlitz, Zena, Bagam, Borodino! — Doch horch, welch neuer grauerwoller Ton! Ein Trauermarsch von Millionen Trommeln, gerührt von sturmwundenen Schlegeln auf eisumstarrer Steppe, geleitet nun zu Grab den Kaisersaar, den mit zerfetzter Trifolorenschwinge von seiner Sonnenhöhe dasselbe Schicksal bleiern niederwuchtete, das ihm zum Fluge einst die Schwingen straffte.

Abgefallen sind Purpurtoga und ellenhoher Kothurn, die Rolle Cäsars ist ausgepielt. Einsam lehnt er am Grabstein seiner Größe, wieder allein mit den Träumen seiner Jugend, allein mit seinem Genie. Ja, schaurige Vereinzlung, das heißt Leben. Nur die Natur, das Grenzenlose, bleibt uns gemeinsam. Sich verlieren, hinüberwallen in dies unendliche Meer, sich betten in die allverschlingenden Wogen — nur dies küßt das Herz, durchrieselt fänstigend die Brust, lullt ein wie ein Wiegenlied. Weltfrei in tiefster Fülle der Unendlichkeit, träume, träume — Träumen nur heißt wahrhaft Leben. Was ihr „Wachen“ nennt, ihr kleinen Kinder mit Zepter und Krone, mit Schwert und Kelle, mit Hammer und Säge — ach, das allein ist bleierner Schlaf, Seelentod und starres Nichts.

Schmiege dich, brechendes Cäsarherz, mit deinen matten, fieberheißen Schlägen an den Stein, an das nackte Gebirg, wo kein menschlicher Staub modern die Erde befleckt. Denn alles andere ist nur Fiebertraum im Scheintraum dieses Lügenlebens. Marengo, Austerlitz, das sind nur Namen, gelallt vom Weltgeist im Delirium — Kaisertum, Weltreich und Gloire, das Gift von Fontainebleau und Elbas Schmach, der Flug gen Notre-dame, der Donnerschlag von Waterloo — alles nur Schatten, die der Wahn erzeugte, Leiden und Freuden eines Fiebertraumes.

Napoleon wandelt heimwärts, die Hände auf dem Rücken. Was wogt durch diese Seele, bis sie gesänftigt, wie nach dem Sturm der wrackbesäte Ocean, auf den sein goldiges Strahlenöl der Vollmond niedergießt! Dies stolze, unruhvolle Herz, dies Meer, in dem Orkan sich gebettet, sänftigt sich nun und dehnt sich weltweit. Und ruhig wick's in ihm. Aus dem Giganten, der den Ossa türmte auf den Pelion, wird nun ein Gott, ein ruhig stolzer Gott, der mit unsterblich hehrem Leiden auf das Vergängliche herniederschaut, im Vollbewußtsein seiner Ewigkeit.

Jetzt bist Du groß, wie einst der arme Unbekannte groß, jetzt, jeder Macht entkleidet, allein dem Schöpfer gegenüberstehend, allein in Deiner Blöße, Mensch!

Porfenna, der Etrusker, sprach zum besiegten Rom: „Fortan sollst du das Erz nur schmieden zum Ackerpflug!“ Die Etruskerkönige stiegen in ihre goldenen Sarkophage — die Cyclopmauern ragen noch — aber ewig schmiedet man noch das Erz im Dienste des Mars . . . „In fünfzig Jahren wird die Welt sozialistisch oder republikanisch sein.“ Und Napoleon starb.

## Der „gefallene“ Mann.

von

Dr. Robert Heffen.

**I**n dieser Nebel der Unwissenheit umgibt den Tempel der Liebe, den der Mensch fast immer wie ein Räuber betritt und fast immer wie ein Sklave verläßt. Unser jetziger Liebeskodex ist eine elende Verquickung der Heuchelei mit der Lust . . . Er ist so überaus vortrefflich, daß danach viele nicht lieben dürfen und sehr viele nicht lieben können. Und während man in Wehklagen ausbricht, wenn irgendwo ein Mensch vor Hunger starb, zuckt man die Achseln gegenüber den Hunderttausenden, welche ehelos blieben, weil sie nicht das Stroh zu einem Nest zusammenzubringen vermochten, und lacht man über die Millionen von Menschen, welche die Liebe nur in der Form des Lasters kennen. Gegenüber der Liebe sind wir alle noch mehr oder weniger Wilde, — eine schreckliche Stupidität herrscht angesichts der größten aller menschlichen Leidenschaften.

Ein einziges handgreifliches Beispiel mag diese leidenschaftliche Anlage Mantegazzas erläutern. Man nehme irgend einen Millionär, einen warmherzigen Mann von patriotischer Gesinnung, der eine offene Hand für jeden wohlthätigen Zweck hat und von seinem Gelde, wie man so sagt, einen guten Gebrauch macht. Ist dieser Mann wohlherzogen und hält er auf gute Sitte, so wird er mit der größten Bereitwilligkeit tausend Mark hergeben, um irgend ein Asyl für Gefallene gründen zu helfen. Aber er wird, falls er zufällig eine Zeitung besitzt, untröstlich sein, in ihr einen Artikel zu finden, der die Vorbedingungen jenes Asyls offen klarlegt, d. h. den ersten Schritt thut, ihre Notwendigkeit künftighin einzuschränken. Er

wird sich im Freundeskreise über gewisse anstößige Erscheinungen des Berliner öffentlichen Verkehrs vielleicht bitter beschweren. Aber er wird, falls er Mitglied des Parlaments ist, psiu rufen und über die Verrohung des Tones schelten, wenn von der Tribüne her ein mutiger und wahrheitsliebender Mann die Dinge beim richtigen Namen nennt und ernsthaft über sie diskutieren möchte. Er hat vielleicht auch eine Frau, der es nicht zu viel ist, selbst Hintertreppen zu ersteigen, um Almosen zu spenden. Aber diese Frau ist so überaus keusch, daß ihr Mitleid mit der Not sofort in tiefste Empörung umschlägt, sobald man ihr mit Einzelheiten kommen wollte, oder sobald sie argwöhnt, daß die „Moral“ ihrer Schützlinge nicht ganz in Ordnung sei. „Der Anstand muß gewahrt werden,“ ist in allen diesen Fällen gleichbedeutend mit dem Credo, das „seinen Gang gehen muß,“ weil Herzensgüte und Pflichtgefühl wie ein Nebel vor dem strengen Antlitz der Göttin Prüderie zersinken.

Friedrich Vischer war es, der einst die Scham als die Voraussetzung aller Tugend pries.

„Scham verloren, alles verloren, das Leben in Schande zertrümmert,“ — heißt es bei ihm. Aber der tiefer bohrende Blick Mantegazzas dringt zu den Quellen der Scham und findet sie allzu häufig unnatürlich und künstlich. Er zeigt uns in der Scham die Dressur, die Heuchelei. Die Scham könnte sonst die Form der Prüderie nicht annehmen; sie könnte sonst in dieser Form nicht Macht gewinnen über liebevolle, rechtliche und tugendhafte Gemüter. Sie könnte sich sonst nicht verwirrend einmischen in die Behandlung der dringendsten und furchtbarsten sozialen Probleme, um gerade dort das Urteil zu fälschen, wo Milde und Wahrhaftigkeit allein Recht zu sprechen hätten.

„Man darf es nicht vor keuschen Ohren nennen,“ was keusche Herzen nicht entbehren können,“ diese humoristische Klage Goethes hat sich längst in blutigen Ernst verkehrt. Daß unser deutscher Reichstag die Frauen- oder richtiger die Mädchenfrage noch niemals mit Offenheit und wissenschaftlichem Ernst zu behandeln gewagt hat, bedeutet am letzten Ende einen solchen Triumph der Prüderie, bedeutet eine so graufame Härte gegen die beklagenswertesten Opfer unserer Kultur, daß man denen nicht genug danken kann, die zum erstenmal solche Dinge zur öffentlichen Diskussion zu stellen wagten und weitere Kreise zur Anteilnahme an dem Thema zwangen.

Henrik Ibsen vor allen gebührt dieses Verdienst. Der „gefallene Mann“ ist ein Schlagwort, dessen Kühnheit man selbst dann noch bewundern muß, wenn man aus sachlichen Gründen der Überzeugung ist, daß der Zorn Mantegazzas noch niemals einen gerechteren Vorwand gehabt habe. Und doch wäre das nicht absolut notwendig gewesen. Wissenschaft und Ästhetik hatten längst, wenn auch in aller Stille, vortrefflich vorgearbeitet, um dem Willen und den Zwecken der Natur auf die Spur zu kommen. Vischer verstand es, in allem Wesentlichen die Wahrheit zu entdecken und mit kostbaren Fingerzeigen in seinem berühmten Roman „Nuch Einer“ niederzulegen. In der medizinischen Litteratur ist es besonders die vor wenig Jahren erschienene Psychopathia sexualis von Krafft-Ebing, die jedem aufrichtig Wissensdürstigen eine Quelle der Belehrung sein wird. Fassen wir die Ergebnisse beider kurz zusammen, so erlangen wir folgende Fundamentalsätze:

Der Mann findet seine Erfüllung im Weibe, das Weib findet seine Erfüllung im Kinde. Der Trieb, welcher ein Geschlecht zum andern zieht, ist beim Jüngling ganz unendlich stärker als beim Mädchen desselben Alters. Gerade so begehrtlich die Männer sind, so zurückhaltend sind die Frauen, nicht durch Verdienst, sondern von Natur. Ausnahmen sind selten, und meistens krankhaft. Die Verführung für den Mann ist dementsprechend stärker, doch sinkt sie erfahrungsgemäß durch die Ehe. Die Natur hat das alles so gewollt. Denn wie auch in der Tierwelt die höchsten Kraftleistungen im Kampf um das Weibchen erfolgen, so ist alles Höchste und Größte, was von Männern in der Welt geleistet wurde, nichts als

jener Trieb, der sich in Energie umsetzte. Er ist die Null, welche hinter die Ziffer tritt, ja man kann sagen, er ist die Ziffer, welche vor die Null tritt. Er beflügelt die Kraft des Mannes nicht bloß, nein, er weckt ihm erst die Kraft. Man denke sich das Verhältnis geändert; man denke sich die Frauen mit denselben begehrliehen Instinkten wie den Mann, so würde alles aus der Welt verschwinden, was rein, selbstlos, sittsam ist. Man denke sich den Mann mit trägen Begierden, so würde alles verschwinden, was kühn, beharrlich und erfindereich ist. Im einen Fall würde die Welt ein widerlicher Pöbel geworden sein, im andern bevölkert mit verhoften Dickschädeln, denen ein gefüllter Wagen die höchste Wonne des Daseins bedeutet hätte.

Um dies zu verhindern, gab die Natur dem Mädchen eine größere Kälte, das Gefühl der Glückseligkeit nur im Besitz des Einen, des Geliebten, das Gefühl des Abscheus für den Besitz der andern. Sie gab der Frau das Kind zur Ablenkung, zur Läuterung ihrer in der Ehe erwachten Sinne. Dem Mann aber gab sie das stärkere Verlangen, um die werbende Rolle durchführen zu können, und sie speiste seine höchste intellektuelle Kraft aus denselben Quellen wie seinen mächtigen Hang zum Weibe, derart, daß ihm Erfolg und Ruhm ein willkommener Ersatz werden konnten für alles Liebesglück.

Die menschliche Gesellschaft hat die Wahrheit dieser Sätze von jeher instinktiv gefühlt, und hat diesem Gefühl Ausdruck gegeben durch eine unvergleichlich größere Nachsicht gegenüber der Leidenschaft des Mannes. Superfluge Leute sind dann gekommen und haben schlankweg den Grundsatz aufgestellt: der Mann ist polygamisch, die Frau monogamisch. In dieser Fassung ist das verkehrt. Die Kultur verändert den Menschen von Grund aus. Sie hat ihn derartig verändert, daß jener Satz sofort hinfällig wird, sobald man ihn auf verheiratete Männer anwenden wollte. Zwar ist es richtig, daß jede Kultur eine Abkehr von der Natur bedeutet. Es ist richtig, daß unsere germanischen Vorfahren, als sie, von Naturtrieben geleitet, sich ihre ersten Einrichtungen schufen, die Vielweiberei besaßen. Aber es ist eben eines der größten Verdienste des Christentums, die Forderung gleicher Pflichten in der Ehe erhoben und seine Anhänger diesen Pflichten gebeugt zu haben. Wäre jene Forderung schädlich oder unzweckmäßig gewesen, sie wäre nie ertragen worden. Aber man ertrug sie und lernte sie segnen, denn die Ehe ist die größte krafterhaltende Einrichtung aller Kultur. Nicht gerade in dem ganz oberflächlichen Sinn, daß die allermeisten Junggesellen ein Weib nehmen, um endlich nicht mehr von „den Weibern“ zerstreut, gehindert, beschwert zu werden; sondern die Ehe auf der Basis der Monogamie ist der unvergängliche Jungbrunnen aller Keinheit, d. h. aller Gesundheit. Und Gesundheit ist Kraft.

Trotzdem ist seit langem schon von unreifen Schwarmgeistern, ganz besonders in Rußland und Norwegen, die Forderung erhoben worden, die Ehe abzuschaffen und die „freie Liebe“ als das Naturgemäßere an die Stelle zu setzen. Solche Forderungen, um deren Paradoxie sich die Gesellschaft regelmäßig eine Zeitlang berauscht, bis sie neuem Ansturm Platz machen, entspringen hauptsächlich der groben Verkenntnis und der groben Unwissenheit gegenüber der weiblichen Natur. Denn kann man vom Manne sagen, daß er, von Natur polygamisch veranlagt, durch die christliche Kultur und durch die Ehe monogamisch erzogen wurde, so muß man im Gegenteil von der Frau behaupten, daß sie nicht bloß von Haus aus monogamisch veranlagt war, sondern durch die Kultur und die Ehe es immer noch mehr wird. „Wo aber die Geschlechter ihre Taktik vertauschen und die Aufgabe, die ein jedes in der Liebe hat, umkehren, da entsteht immer eine gewalttätige Unordnung, und Tugend wie Schönheitsgefühl gehen gleichzeitig zu Grunde,“ sagt Mantegazza. Schon die alltäglichsten Analogien aus unserer Umgebung sollten das klar machen; aber es ist merkwürdig, daß selbst Menschen, die auf dem Lande aufwachsen, des Vergleichens und Schlußziehens mitunter so wenig fähig sind, daß sie gedankenlos im Namen der Natur Forderungen

nachbeten, die nicht bloß aller Kultur, sondern gerade der Natur selber ins Gesicht schlagen.

Höchst ergötzlich ist in dieser Beziehung die Anekdote, die Turgenjef in seinem „Dunst“ zum besten giebt. Ein junger Materialist wird darauf hingewiesen, daß alle „Kraubtiere“ und „Fleischfresser“ (und der Mensch ist ja natürlich nichts anderes) in strenger Monogamie leben, weil sie sonst ihre Zungen nicht würden durchfüttern können. Er wird sehr bedenklich und meint, daß in diesem Fall der Mensch sich — leider — das Tier nicht zum Muster nehmen könne. Darauf nennt man ihn einen „Idealisten,“ was ihn zu Thränen der Verzweiflung bringt. Ist die Ironie nicht vernichtend? Wenn all diese jungen Schwärmer, die so eifrig die Rückkehr zur Natur predigen, sich doch bemühen wollten, die Natur zu studieren, statt sich ihr gegenüber so grobe Blößen zu geben.

Veider muß man aber sagen, daß das weibliche Geschlecht, und gerade dort, wo es das große Wort führen möchte, durch die Gedeihenheit seines Urteils jene Schwärmer keineswegs beschämt. Mag die gute Svava aus Björnsons „Handschuh“ immerhin das Geschöpf des Dichters sein, so hat sie doch sichtlich eine große Schar von Schwestern hinter sich, denen sie das Wort von den Lippen nahm. Umgekehrt wie Sardous Cyprienne, die ganz naiv für alle jungen Mädchen das Recht in Anspruch nimmt, sich ebenfalls vor der Ehe „auszutoben,“ will Svava den Mann in derselben jungfräulichen Keinheit erhalten, in welcher die Mädchen der Ehe entgegenblühen. Wir wollen nicht zu scharf mit dieser Über-Idealistin ins Gericht gehen; denn die Natur ist nun eben ein Skandal für alle, die abgeneigt oder unfähig oder verhindert sind, sich über sie zu unterrichten. Auch wollen wir den guten Kern in dieser Verschrobenheit nicht verkennen; er ist immerhin achtungswerter als die „freie Liebe.“ Aber Svava vergißt, daß ein einziger, ganz simpler Einwand ihr ganzes kühnes Lehrgebäude über den Haufen wirft. Gleiche Schuld kann doch nur bei gleichen Vorbedingungen und bei gleichen Folgen bestehen. Die Folgen eines Fehltritts sind aber bei einem jungen Mann und einem jungen Mädchen grundverschieden. Es bedeutet ein non plus ultra von Dreistigkeit, — denn Unkenntnis kann man das nicht mehr nennen, — wenn ein Mädchen uns ins Gesicht hinein behauptet, daß ein Fehltritt ihm keine andern Folgen bringen könnte wie dem Jüngling.

Den Gegenbeweis für angebliche Veränderungen „gefällener“ junger Leute zu führen, hieße den Ernst der Sache herabsetzen. Selbst wenn man in geistigen Veränderungen ein Äquivalent erblicken wollte für jene einschneidenden organischen Veränderungen, welche ich eben andeutete, — so muß sich doch jedes weibliche Wesen darüber klar sein, daß gerade diese geistigen Veränderungen den Mann dem Weibe erst angenehm, weil gefährlich machen. Wäre der junge Christensen im „Handschuh“ der Gimpel geblieben, der nach Svavas Wünschen jeder junge Mann bleiben soll, so hätte er die gute Svava einfach nie erobert, und das ganze Stück hätte niemals spielen können. Der keusche Jüngling pflegt nicht bloß von einer schüchternen Unbeholfenheit, sondern den feineren Bedürfnissen der weiblichen Natur gegenüber von einer Fühllosigkeit zu sein, welche die Frauen verletzt. Es liegt für sie der größte Reiz darin, in dem Wesen des Mannes das Verständnis für jene Bedürfnisse zu finden, ein Verständnis, das nur durch Erfahrung gewonnen werden kann, während umgekehrt der Mann, der seines Errötens noch nicht Herr ist, selbst dem unschuldigsten Mädchen lächerlich erscheint, wenn es einen einigermaßen reizbaren Geschmack besitzt. Der hartgejottenste Sünder, sofern er nur jene Sicherheit zur Schau trägt, die das Weib von seiner einstigen Stütze fordert, wird erfahrungsgemäß dem in seinem Gefühl noch unverbrauchten „reinen Thoren“ vorgezogen, der sich vor Leidenschaft nicht zu bergen weiß und immer das Gegenteil von dem stammelt, was er sagen will. Solche junge Leute haben nur Reiz für die bekannten „Angejahrten“ aus dem Faust, die Svava sich nicht zum Umgang wählen würde, obwohl sie prinzipiell ganz

auf ihrem Standpunkte stehen. Sie, gleich andern hochfingigen Jungfrauen, ist eben von vornherein gewöhnt, imvorben zu werden, und vergißt darüber ganz, welche eine klippenreiche Schule der Mann durchmachen muß, um auf geschickte Art werben zu können. Verstehen soll es jeder, lernen soll es keiner. Reimt sich das? Und doch ist schon so viel Menschenglück daran gescheitert, daß ein Unerfahrener aus den tausend Arten, in welchen die weibliche Natur ihr Nein zu sprechen liebt, das Ja nicht herauszuhören vermochte, daß er noch zu wenig geübt war, um zu wissen, daß schnippische Kurzangebundenheit nicht minder wie Flucht zu den gebräuchlichsten weiblichen Liebeserklärungen gehören.

So wird es denn also wohl bleiben, wie es schon seit langen Jahrhunderten gewesen ist. Bei gesetzlich und ethisch gleichen Pflichten in der Ehe wird dennoch dem Mann gegenüber größere Nachsicht, der Frau gegenüber größere Strenge walten, weil die Natur die Stärke der Verjüngung wie der Widerstandskraft ungleich verteilt und den ganzen Haushalt der Organismen ungleich geregelt hat. Dem unverheirateten Mann wird ein für allemal verziehen werden, wenn er seiner Natur nachgiebt. Bei den jungen Mädchen aber werden aller-verschiedenste Rücksichten die aller-verschiedenste Beurteilung im besondern Falle bedingen. Nicht deshalb, weil es tausend glückliche Mütter giebt, die niemals begriffen, weshalb Aeander über den Hellespont schwamm, nicht weil es Gattinnen giebt, die den Gatten wohl dulden, aber nicht vermissen, — sondern weil nun einmal die Jungfrau als Symbol der Keinheit unserer Kultur heilig und unentbehrlich ist, wird es angezeigt bleiben, selbst diejenigen Fehlritte strenger zu richten, die aus Leidenschaft, aus selbstloser Liebe begangen wurden. Diese Fehlritte von vornherein verzeihen, hieße die Wachsamkeit junger Mädchen untergraben, hieße sie schädigen. Ganz anders steht es mit jenem Laster, welches der materiellen Not seinen Ursprung und seine Fortsetzung verdankt. Es ist ein schmählicher Aberglaube, daß auch nur ein nennenswerter Bruchteil dieser Unglücklichen gern sein Wesen triebe. Sie fallen, weil wir sie nicht halten. Sie werden das, was wir aus ihnen machen. Wir drängen sie in den Kampf ums Dasein, wir geben ihnen die unvollkommensten Waffen für diesen Kampf und werfen schließlich mit Steinen auf die „Verlorenen.“ Gewissenlosigkeit und brutale Selbstsucht der Männer haben sich hier nur allzulange der Prüderie bedient, um eine gerechtere Auffassung, um die zweckmäßige Abhilfe nahezu legen. Diese Hilfe kam nur in ganz veränderten wirtschaftlichen Auffassungen liegen, und zu diesen veränderten Auffassungen sollte nichts so sehr nötigen, als eine größere Achtung vor unserm weiblichen Nachwuchs, ein größeres Mitleid gegenüber den Unbilden, denen unsre Ungerechtigkeit ihre Jugend bisher ausgejagt hat. Erst wenn unsere Arbeiter Wohnungen haben werden, die man ein „Heim“ nennen kann, wenn die Arbeiterfrauen der Familie zurückgegeben sein werden, um ihre Kinder zu erziehen, wenn gebildete junge Leute sich nicht mehr den Bierzigeiern zu nähern brauchen, um ein Nest bauen und ein Weib nehmen zu können, — dann werden Selbstachtung und Keinheit herrschen, wo jetzt die Prostitution ihre unglücklichen Opfer mäht. Bis dahin werden jedoch noch ganze Wälder von Unwissenheit niedergelegt werden müssen. Denn ohne daß die Natur von Mann und Weib so gründlich erkannt wäre, wie sie jetzt gemeinhin mißverstanden und entstellt wird, ist an eine vernünftige Regelung der Beziehungen beider Geschlechter, ist an eine Befundung unseres Volkskörpers nicht zu denken.

## Über epische und dramatische Kunst.

Von

Gustav Landauer.

(Schluß.)

Das soll aber beileibe nicht gesagt sein, daß dem in der That so war, daß zuerst eine Plastik entstand, und erst daraus das Drama! Wir haben es vielmehr hier gar nicht mit historischen Betrachtungen zu thun, sondern untersuchen lediglich, als was wir das Drama, nachdem es sich nun einmal entwickelt hat, zu betrachten haben. Und da finden wir, daß es nicht ein Liebedrama ist, das nebenbei auch aufgeführt werden kann, wie jedes andere Gedicht auch zum Deklamieren geeignet ist, sondern daß es ohne die Aufführung als volles Kunstwerk noch gar nicht vorhanden ist, oder wenigstens nur für ein paar gebildete Auserlesene, wie es ja auch Leute giebt, denen das Studium von Noten einen ästhetischen Genuß gewährt. Wir ändern aber reden von Musik erst, wenn wir das Zusammenspiel des Orchesters, oder was es sein mag, gehört haben, und von Dramatik, wenn wir das Zusammenspiel auf der Bühne sahen und hörten. Wem das nicht einleuchtet, der besetze sich z. B. im Deutschen Theater den letzten Akt des Goetheschen Faust, und vergleiche die Wirkung, die da auf ihn ausgeübt wurde, mit dem Eindruck, den er beim Lesen hatte. Und das ist noch ein Werk, das der idealistischen Kunststrichtung angehört, das nicht für die Bühne bestimmt ist, ja, das teilweise nur beim stillen Lesen begriffen werden kann; und trotzdem! Und nun denke man gar an ein realistisches Werk! Da ist thatsächlich das geschriebene oder gedruckte Stück fast nur eine Anweisung für Schauspieler und Regisseur; für den, der ein Kunstwerk genießen will, in jedem Falle nur ein schwacher Nothbehelf. Man vergegenwärtige sich beispielsweise den Eingang zu Ibsens Geispenstern: kein Mensch wird behaupten wollen, die Vorchrift für die Inszenierung u. s. w. habe das mindeste mit Poesie zu thun, oder berühre ihn überhaupt ästhetisch; im Gegenteil, die große Masse der Leser wird solche Detailvorschriften abgeschmackt finden und gar nicht recht lesen. Nun aber versee man sich ins Theater: der Vorhang geht auf, wir erblicken im Hintergrund die düstere Fjordlandschaft, alles ist trübe, melancholisch, regnerisch, und im Zimmer steht der vom Regen triefende, die schwer lastende Ruhe des Hauses durch seinen Holzfuß störende, widerwärtige Engstrand: das ist plastische Wirkung, die uns sofort in die gewünschte Stimmung versetzt. Und dann der Schluß des Dramas: beim Lesen haben wir hauptsächlich den Eindruck des Sonderbaren, Originellen. Wie muß es aber auf der Bühne momentan und markerschütternd wirken, wenn hellstrahlend die Sonne eudlich das düstere Gewölk durchbricht und den blödsinnigen Oswald Alving bescheint, der nur noch: „Die Sonne, die Sonne!“ vor sich hinhurmeln kann, aber nicht mehr mit Lebenslust die Sonnenwärme genießen! Welche tragische Ironie, die wir beim Lesen des Buches nur begreifen, kaum empfinden!

Die merkwürdigsten Ansichten über das Drama sind schon ausgesprochen worden; sie beruhen alle auf der irrigen Meinung, Epos, Lyrik und Drama seien drei koordinierte Teile der Poesie. Die unklaren Bemerkungen Goethes habe ich bereits besprochen; auf sie leite ich die curiose Auffassung Carrières zurück: das Drama stehe mitten inne zwischen Epos und Lyrik; indem es nämlich eine Handlung darstelle, sei es episch, daneben aber teile uns noch jede der handelnden Personen ihre innersten Gefühle und Regungen mit wie ein — lyrischer Dichter!

Fast noch weiter geht Schiller in die Irre, wenn er schreibt: „Wenn das Drama wirklich durch einen so schlechten Gang des Zeitalters in Schutz genommen wird, wie ich nicht zweifle, so müßte man die Reform beim Drama anfangen und durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung der Kunst Lust und Licht verschaffen. Und dies, deucht mir, müßte unter andern am besten durch Einführung symbolischer Be-

helfe geschehen, die in allem dem, was nicht zu der wahren Kunstwelt des Poeten gehört, und also nicht dargestellt, sondern bloß bedeutet werden soll, die Stelle des Gegenstandes vertreten . . . Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfestes das Trauerspiel in einer edlern Gestalt sich loswickeln sollte. In der Oper erläßt man wirklich jene servile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz könnte sich auf diesem Wege das Ideale auf das Theater stellen.“ (Schiller an Goethe, 27. Dezember 1797.) Man hört den Verfasser der Braut von Messina, wo ja wirklich auf thatsächliche Verhältnisse des Lebens faun Rücksicht genommen ist! Wir aber sind von diesen Wegen weit abgekommen, und ich meinerseits bekenne mich gern zu jener „servilen Naturnachahmung“ in dem Sinne etwa, wie sie einem andern Schiller in „Luise Millerin“ oder noch besser Goethe in jenem entzückenden kleinen Schauspiel: „Die Geschwister“ vorzeichnete.

Wer freilich ins Theater kommt, um sich nach des Tages Mühen zu amüsieren, der will nicht ein Stück der menschlichen Misere sehen, und wer auch im Leben sich ängstlich hütet, mit der sozialen Not und dem Elend in Berührung zu kommen, der wird gleichfalls im Theater nur Hohes und Stelzenhaftes — oder Kleinliches und Possenhafes suchen. Wer aber weiß, daß es eine Frage giebt, die in allen Ständen ohne Unterschied sich mehr und mehr vordrängt: die soziale Frage, der wird nicht in ein enträumtes Reich fliehen, weder thatsächlich wie der unglückliche Bayernkönig Ludwig II. (ein warnendes Beispiel!), noch auch nur im Geiste; der wird vielmehr mit seinen Idealen im Kopf und im Herzen fest und mutig dem Leben ins Auge schauen, der wird im Theater die Wahrheit und die Sammlung suchen und finden, wo er im Leben nur den Schein und das Zerstreute, Zersplitterte zu sehen gewohnt ist. Denn wer da sagt, die Wirklichkeit sei im Leben zu finden, auf der Bühne aber sei der schöne Schein zu Hause, der behauptet etwas, das genau so selbstverständlich klingt, als es falsch ist. Im Leben vielmehr treffen wir auf Schritt und Tritt den Schein, der oftmals sehr schön ist, im Leben entgehen uns hundertlei Szenen, die hinter den Coulissen spielen, hundertlei Motive, alles ist auseinandergerissen, unser Interesse wie die Vorgänge; alles betrachten wir von unserem egoistischen Standpunkte aus, und wie vieles verkennen wir so! Der Dramatiker aber stellt mit unbarmherziger Hand, was im Leben verborgen bliebe, vor unsere Augen, die geheimsten Motive deckt er auf, die Erscheinungen wirken in ihrem Zusammenhang auf uns ein, und wir selbst haben, wenn wir ins Theater kommen, mit unsern Wertagskleidern auch unsern Egoismus und unsere Philisterhaftigkeit zu Hause gelassen; wir wägen alles gegeneinander ab, wir verstehen uns, was wir im Leben so wunderfelsen thun, auf den fremden Standpunkt, wir geben uns ganz und voll den Eindrücken hin, nichts zerstreut unser Interesse: hier also ist Wahrheit, im Leben der Schein. Und noch ein anderes Wort, Schiller hat es ausgesprochen, gilt sehr häufig, — wenn man es umkehrt:

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!

Wie unwahr ist das in den meisten Fällen! Wie oft zeigt uns das Leben nur die heitere Seite, und erst die Kunst deckt uns den tiefen Ernst auf, der dahinter steckt!

Ich will meine Behauptungen durch ein Beispiel erläutern. In Schégarays „Wahnsinn oder Heiligkeit“ (das sehr interessante Stück ist in Neclams Universalbibliothek herausgegeben) kommt Don Lorenzo am Schlusse des Stückes ins Irrenhaus: jeder der Beteiligten muß ihn für verrückt halten, ja er selbst kann sich seine Handlungsweise nicht anders erklären. Das ist das Leben! Gewiß, ein trauriger Fall, daß ein geistig hochbedeutender Mann den Verstand verliert; aber die Familie wird sich trösten, vielleicht wird er auch wieder geheilt. Wie anders aber stellt sich die Sache im Drama heraus für uns Zuschauer: Lorenzo ist nicht wahnsinnig, es ist nur eine unglückselige Verkettung der Umstände, die den Schein

erregt, er ist ganz bei Sinnen, und doch wird er sein Leben lang im Irrenhause bleiben müssen und schließlich wahrscheinlich wirklich verrückt werden, denn kein Mensch kann das Rätsel erklären, niemand weiß soviel als wir Zuschauer, die mehr sehen als die handelnden Personen, weil wir außerhalb standen wie in einer andern Welt und die Woge des Lebens an uns vorüberbrausen ließen. Wo ist nun die Wirklichkeit und wo die herbere Tragik, im Leben oder auf der Bühne? Offenbar auf der letztern.

Denn es ist ganz unnötig, obwohl es den Dramatikern nicht immer hat einleuchten wollen, daß die einzelnen Vorgänge und Motive außer den Zuschauern auch noch den handelnden Personen mitgeteilt werden: oft freilich beruht ja auf der Entdeckung von Ungeahntem und Unverschuldetem das heilige Leiden und das tragische Ende des Helden, wie in Sophokles' König Odius. Aber die Tragik wäre größer und die Situation weniger unwahrscheinlich gewesen, wenn der alte Moor seinen Geist aufgegeben hätte, ohne zu erfahren, daß sein Sohn Carl noch lebte. Und viel, viel erschütternder wäre der Ausgang der Braut von Messina, wenn nur wir die unglücklichste aller Verkettungen kennten, wenn nicht Don Cesar in übel angebrachter Philisterhaftigkeit darauf bestünde, daß Beatrice in dem toten Manuel und ihm nur ihre gleich geliebten Brüder erkennen soll, wenn nicht eine fast logische Berechnung ihn in den Tod drängte, sondern die Leidenschaft der Verzweiflung, wenn schließlich der Chor nicht in der Lage wäre, das Stück mit einer nüchternen Moral zu beschließen. Diese Beispiele könnten noch reichlich vermehrt werden.

Es erübrigt nunmehr noch, einen Einwand zu beseitigen, den man leicht erheben könnte: epische und dramatische Dichtung hätten doch so vieles gemeinsam, daß man unmöglich die letztere einer andern Kunstgattung zuzählen könne, als der Poesie. Demgegenüber ist aber darauf hinzuweisen, daß das Gemeinschaftliche von Epik und Dramatik eben aller plastischen Kunst im weitesten Sinne eigen ist: der Plastik, der Dramatik und der Poesie. Alle diese drei Künste haben dasselbe ausgedehnte Stoffgebiet, nämlich zunächst konkrete Gegenstände, meist Menschen, mit ihren Eigenschaften und Handlungen. Jede der Künste aber hat eine andere Art der Darstellung: in der Plastik ruhiger Zustand und erstarrte Handlung (siehe darüber auch Goethes treffliche Bemerkungen in seiner Abhandlung: Über Laokoon), in der Dramatik lebendige Handlung, in der Poesie Erzählung, Gefühlserguß und Betrachtung. Die Plastik wirkt ästhetisch nur vermittelt durch die Gesichtszüge, die Dramatik vermittelt durch Auge und Ohr, die Poesie bedarf natürlich zur Hervorbringung ihrer Wirkung auch eines Sinnes, da ohne einen solchen, wie wir sahen, kein Eindruck möglich ist; aber sie kann sowohl die Vermittelung des Ohres als auch des Auges in Anspruch nehmen (hören und lesen), und überhaupt sind die Sinne bei ihrer Wirkung weit weniger beteiligt als bei den beiden andern Künsten; sie wendet sich mehr als sie an den bloßen Geist; daher ist sie auch der Wissenschaft am nächsten verwandt.

Damit ergibt sich in höchst einfacher Weise, welche Stoffe jeweils die geeignetsten sind: die Plastik wird solche wählen, wo vor allem das bloße Anschauen ästhetisch wirkt, wo unter Umständen die Erzählung oder Beschreibung und die vor unsern Augen sich abspielende Handlung uns völlig kalt ließen: also Landschaften, Tierstücke, Genrebilder, das ruhige Menschenantlitz, wohl auch in geringerem Umfange bedeutende historische Vorgänge, wenn das Bild ohne hinzutretende Erklärung verständlich ist. In musterbildiger Weise hat diese Scheidung der Plastik von der Poesie schon Lessing im Laokoon dargehan, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß eine stimmungsvolle Lyrik, wie sie freilich zu Lessings Zeit noch nicht bestand, gar manchmal mit der Malerei wetteifern kann. — Das Drama sodann wird es trotz des Carrière'schen lyrischen Dichters immer hauptsächlich mit äußerer Handlung zu thun haben, da es nicht gestattet werden kann, daß die Personen dem gewöhnlichen Leben zum Trotz in erkünstelten Dialogen oder gar in langen Mono-

logen ihr inneres Seelenleben uns offenbaren, und da es nur selten angeht, daß uns auf der Bühne Gedanken und Gefühle ohne Neben vorgeführt werden. Demungeachtet haben es gerade die bedeutendsten Dramatiker verstanden, vor uns in schlichter und ungekünstelter Weise das Seelenleben ihrer Personen zu entrollen: so Goethe in Iphigenie und Tasso, freilich nicht ganz unter Beachtung der eben abgeleiteten Regel, vor allem aber Ibsen in den meisten seiner Dramen, mit besonderer Kunst in Rosmersholm. Beschränkt ist das Drama darin, daß es gewöhnlich natürlich nur einen Abschnitt aus einer längeren Entwicklung herausheben kann; doch giebt es auch hier wieder leuchtende Ausnahmen: Goethes Faust, Ibsens Kaiser und Galiläer und Peer Gynt.

Am ausgedehntesten ist schließlich das Gebiet der Poesie: daß sie stimmungsvolle Zustände mit Erfolg darstellt, sehen wir eben; man denke nur an Goethes: Über allen Gipfeln ist Ruh'. Dann aber bietet sie vor allem, was dem Drama meist versagt ist: große Entwicklung äußerer Handlung im Heldengedicht und Roman (Homer!), vor allem aber Darstellung des inneren Lebens in der Lyrik und dem psychologischen Roman.

## Naturalismus und kein Ende.

Von  
F. M.

Das schöne Fest, welches die Schriftstellerwelt von Berlin am 4. Januar zum siebenzigsten Geburtstag Theodor Fontanes gefeiert hat, muß seinen Zweck vollkommen erfüllt haben: dem jüngsten unter den Alten eine tiefe, das ganze Leben krönende Freude zu machen und zugleich ein größeres Publikum anzuregen, daß es die köstlichen Dichtungen des seltenen Mannes genieße. Aber das Fest hatte noch einen andern, einen ungeahnten Erfolg; es hat bewiesen, daß die literarische Tagesfrage, der Streit zwischen Naturalismus und Idealismus, die Gemüter der gebildeten Welt im höchsten Grade beschäftigt, weit lebhafter als die lauten Kämpfe des politischen Lebens es bisher erkennen ließen. Ohne den Einklang der Stimmung zu stören, aber für jedes feinere Ohr vernehmlich, nahm fast jeder einzelne Redner Stellung im literarischen Parteileben, und am Ende überraschte der preussische Kultusminister, Herr von Goshler, durch eine Erklärung zu Gunsten der modernen Litteratur.

Während sonst bei ähnlichen Jubiläumstagen alles nach einer Schablone gezeichnet erscheint und nur etwa ein Wigbold mit seiner Erklärung der Tischkarte die Aufmerksamkeit ernstlich zu fesseln vermag, vergaß man diesmal in einigen Momenten nicht nur den Subilar, sondern sogar das Essen und Trinken über der Erwartung, was dieser und jener über seine literarische Parteirichtung sagen würde. Dem wackern Fontane mag es seltsam zu Mute gewesen sein — und er hätte gewiß recht schalkhaft gelächelt, wenn er zur Bosheit nicht zu froh gewesen wäre, — als er rasch nacheinander von dem lavierenden Carl Frenzel für die alte Schule und bald darauf von Ernst von Wolzogen in prächtigen Versen für die „Jungen“ in Anspruch genommen wurde.

Carl Frenzel hatte sich mit richtigen Zamben, aber mit einiger Fälschung der Logik zum Sprecher des Philisteriums gemacht; und es war — wie gesagt — die große Überraschung des Abends, daß der preussische Kultusminister den philisterhaften Standpunkt dieses Voredners ablehnte. Das geschah freilich so höflich und bei aller Klarheit doch in so diplomatischer Weise, daß die Rede des Herrn von Goshler wohl noch für lange hinaus selbst wieder zum Streitgegenstande werden wird. Was versteht er unter der modernen, vorwärts strebenden Litteratur, der die Zukunft gehört und zu welcher der Staat in ein bestimmtes Verhältnis wird treten müssen?

Die Frage ist identisch mit der nach dem Wesen des so-

genannten Naturalismus. Es scheint, daß heutzutage auch in der Poesie nur noch die Extremen eine Partei zu bilden vermögen. Die Künstler! Die Naturalisten! So erschallt die Losung, und wer — wie ich es an dieser Stelle schon gesagt habe — die moderne Kunst im unerbrochenen Realismus oder Verismus erblickt und trotzdem bekämpft, was sich in Deutschland Naturalismus zu nennen beliebt, der kann sich getrost auf gegnerische Zuschriften von beiden Seiten gefaß machen.

Es ist nämlich um den deutschen Naturalismus eine eigene Sache. Er hat sich sein Rezept aus den Extrakten von Zola, Ibsen, Turgenjew und Dostojewski zusammengebraut und nicht bedacht, daß die Genannten nichts anderes miteinander gemein haben als die negative Eigenschaft, Ausländer zu sein, und die positive, daß sie modern empfinden. Die Ausländerei in ihnen wird gehaßt und ihr modernes Empfinden — was nur zu loben wäre — ihnen abgelernt. Nur eines kann der Nachahmer ihnen nicht abguden: den Zauber der bedeutenden Persönlichkeit.

Ein kleines talentvolles Buch, welches dem deutschen Naturalismus entstammt und dem Publikum bereits seit Monaten vorliegt, ist ein beachtenswertes Beispiel für die Art, wie dieser mit äußern und innern Mitteln die Erfolge der bösen Ausländer zu erreichen sucht. Es heißt: „Papa Hamlet“ und der Verfasser nennt sich Bjarne P. Holmsen. Nun kann gar kein Zweifel darüber sein, daß ein junger deutscher Schriftsteller sich hier den Spaß erlaubt hat, sich hinter einem norwegischen Pseudonym zu verstecken, um aus der modernen Vorliebe für skandinavische Litteratur auch seinerseits Vorteil zu ziehen. Ich glaube Humor genug zu besitzen, um die Freude an dieser kleinen Maskerade verstehen zu können; und auch, daß der angebliche Uebersetzer seinem Autor, also wohl sich selbst, etwas reichlich Weihrand streut, von „grandiosem Humor“ und „großartiger Anlage“ spricht, kann ich nicht gar so streng verurteilen. Allerdings hätte der Demasierung ein großer Erfolg vorausgehen müssen, um die ganze Intrigue geschmackvoll erscheinen zu lassen.

Dieses Buch also enthält drei Skizzen oder Novellen, denen ganz besonders feste Konsequenz im Befolgen der modernen Richtung nachgerühmt wird. Suchen wir aus ihnen zu lernen, was der deutsche Realismus gelernt hat.

Nummer 1 giebt der ganzen kleinen Sammlung den Titel. „Papa Hamlet“ ist ein verklumpter und halb verrückter Schauspieler, der mit seiner stumpfsinnigen Ophelia und dem wenige Monate alten Sprößling Fortinbras im äußersten Glend dahingevegetiert, bis er eines Tages „erfroren durch Suß“ tot in der Gasse gefunden wird. Die Personen sind gut charakterisiert, und die Geschichte ist flott vorgetragen, aber das Naturalistische an der Sache wäre doch nur in Neben Umständen zu finden. Jedes Ding, welches erwähnt wird, erhält nämlich bei der Schilderung irgend eine Grobheit an den Kopf geworfen: nicht nur die Menschen sind alle unsäglich schmutzig, auch die leblosen Dinge sind entweder zerbrochen oder zerrißnen und beleidigen irgend einen der Sinne. Nach dieser Methode hätte Schiller seine „Bürgschaft“ etwa so beginnen müssen: „Zum pockennarbigem Dionys, dem schäbigen Tyrannen, schlich der schielende Mörös, den rostigen Dolch im ungewaschenen Gewande; ihn schlugen die betrunkenen Hächer in Bande, die nach Teer rochen. Was wolltest du mit dem rostigen Dolche, sprich! entgegnet ihm finster der hinkende Wüterich. — Die baufällige Stadt vom schäbigen Tyrannen befreien! — Das sollst du am alten Kreuze bereuen . . . Ich stehe dich um jämmerliche drei Tage Zeit, bis ich die schwindstüchtige Schwester dem banferrotten Gatten gefreit; ich lasse den buckligen Freund dir als Bürger, ihn magst du, entrinn' ich, zum Frühstück erwürgen.“

Worauf es aber ankommt, die Gestalt des Helden, ist ähnlich von Daudet geschildert worden und findet sich vorgebildet in mancherlei Gestalten bei Dickens und Bret Harte.

Nummer 2 heißt „Der erste Schultag.“ Auch diese pessim-

mittliche Kindergeschichte erinnert an Bret Harte, ist aber übrigens voll von eigenen, hübsch beobachteten Zügen. Man wird an ihr naturalistisch finden, daß der Schullehrer die Kinder halbtot zu schlagen liebt (so wie auch Papa Hamlet den Säugling Fortinbras bestialisch behandelt), und daß der Junge, dessen erster Schultag berichtet wird, am Ende mit seinem toten Großvater allein ist. Die Prügel und der Tod sind, wenn ich so sagen darf, sehr lebendig dargestellt; nur daß nach meiner Meinung der tollwütige Schulmeister doch nur als Ausnahme, also nicht als Natur gelten kann, und es auch nicht typisch ist, daß die Kinder am Ende ihres ersten Schultages mit einer Leiche allein bleiben.

Nummer 3, „Ein Tod,“ schildert wieder sehr anschaulich das Ende eines Studenten, der im Duell verwundet worden ist und unter wüsten Fieberphantasien stirbt. Die Erzählung ist wirklich von unerbittlicher Gegenständlichkeit. Ob aber die Tendenz, welche sich mit der Schlussszene deutlich gegen das Duellwesen richtet, ob eine Tendenz überhaupt mit dem Naturalismus verträglich sei, das ist doch sehr zweifelhaft.

Überall fed, mitunter sehr glücklich, mitunter schon maniert, ist die Sprache des Dichters. Er hat es von Zola gelernt, die Art und Weise der impressionistischen Maler in Worten nachzustammeln. Daß aber nicht nur die handelnden Personen so reden, daß auch der Erzähler selbst sich mit kleinen Farbensuppen begnügt und uns die dünne Handlung nur mit Mühe erraten läßt, das mag höchst objektiv sein, aber ein Fortschritt in der Kunst ist es nicht. Niemals wird ein guter Erzähler seine Geschichte in solcher Gestalt vortragen.

Typisch für den deutschen Naturalismus ist an „Papa Hamlet“ nun dieses: der Verfasser hat wie unsere ganze Jugend, soweit sie künstlerische Anlagen besitzt, alle ihre Sinnesorgane geschärft und nimmt eine Fülle von winzigen Tatsachen wahr, welche der älteren Generation entgangen sind. Ohne Zweifel wird auch einmal bei uns die große dichterische Persönlichkeit kommen, welche, der Poet der *décadence*, diese neuen Eindrücke zu einem neuen Bilde vereinigen wird. Vorläufig haben wir im Sinne der *décadence* den oben genannten Ausländern keinen Ebenbürtigen gegenüber zu stellen. Unsere Naturalisten begnügen sich damit, ganz willkürlich aus dem Wesen jener Ausländer eine Schulregel zu ziehen, welche gleich als Konvention auf die Welt gekommen ist. Nicht nur der Naturalismus, sondern die Poesie überhaupt, ist irgend ein Stückchen Welt, durch ein Temperament angesehen. Doch wohl gemerkt, der Dichter muß dieses Stückchen Welt durch sein Temperament gesehen haben, nicht durch das Temperament eines andern.

Diese Gefahr liegt schon im Worte Naturalismus, und deshalb möchte ich diesen Schulausdruck bekämpfen. In Frankreich gehört das Wort längst der allgemeinen Sprache an. Ein Naturalist heißt unter andern ein Verehrer der Natur; man konnte Rousseau oder unsern Haller in diesem Sinne Naturalisten nennen. Naturalismus bedeutete lange vor Zola die Natürlichkeit, und so konnte man ganz allgemein von einem naturalisme jedes beliebigen Dichters sprechen. Nach Deutschland ist das Wort als ein Schulausdruck gekommen mit der bestimmten Nuance Zola. Es ist also das Temperament Zolas, die Brille Zolas, durch welche der deutsche Dichter blicken muß, der auf den Naturalismus eingeschworen ist.

## Kleine Kritik.

Wodurch gewinnt der Mensch den weitesten Ruhm? Durch den Gesang der Dichter? Durch die Inserate der Zeitungen? Durch ein Kapitel in der Weltgeschichte? Es giebt eine Macht, welche noch allgemeineren Ruhm verleiht als die Dichtung, das Inserat und die Wissenschaft; diese Macht ist die der Kalendermacher. Wer im Kalender steht, von dem heiligen Sylvester bis zum Mann im Monde, wird dadurch

allein berühmter als Achilleus, Johann Hoff und Alexander der Große; denn Homer, die Zeitung und das Geschichtsbuch wird trotz der fortschreitenden Kultur nicht von so vielen Leuten gelesen, wie der Kalender. In neuerer Zeit freilich sind die alten Schäfer im Kalendermachen durch neue verdrängt worden, welche in der Auswahl ihrer Kalenderherbeln nicht mehr so vorsichtig und zurückhaltend sind, wie es in der guten alten Zeit Gebrauch war. Anstatt der alten Namen, welche unbelästigt von historischer Kritik die einzelnen Tage des Jahres zu ihrem Eigentum gemacht hatten, lesen wir jetzt höchst historisch die kleinsten Schlachten und die kleinsten Dichter zu Ehren eines Gedächtnistages verzeichnet. Nur in den seltensten Fällen ist der ganze Kalender der Erinnerung an eine bestimmte einzige Persönlichkeit geweiht. Das muß schon ein ganz großer König oder ein ganz großer Dichter sein, dessen Leben oder Wirken für das jeeliche Bedürfnis von dreihundertfünfundsechzig Tagen ausreicht. Welcher dieser beiden Fälle in dem kürzlich erschienenen *Carmen-Sylva-Kalender* vorliegt, der zu diesen Betrachtungen Veranlassung gegeben hat, das dürfte schwer zu entscheiden sein. *Carmen-Sylva* ist, wie alle ihre Verehrer wissen, die Königin von Rumänien. Es dürfte wirklich unter den Deutschen eine stattliche Anzahl von Leuten geben, welche ab und zu gern einige Verse von *Carmen-Sylva* lesen. Es ist für die Königin und ehemalige deutsche Prinzessin ohne Frage ein Ruhmestitel, daß sie ganz ernsthaft mit ihrem starken Talent eine literarische Laufbahn eingeschlagen hat; und es wäre von der Kritik ebenso albern wie ungerecht, wenn sie mit wohlfeilen Späßen die Begabung der Dichterin darum herabsetzen wollte, weil dieselbe zufällig in ihrem Privatleben — oder sollte man nicht vielmehr sagen: in ihrem öffentlichen Leben — eine Königin ist. Die Gesellschaft der deutschen Dichter und Schriftsteller ist nicht durchaus so geartet, daß es ihr unangenehm sein müßte, ein solches Menschenkind von innerer und äußerer Vornehmheit Kollegin zu nennen. Aber gerade weil die Poesie für *Carmen-Sylva* offenbar eine Herzenssache ist, und weil sie in ihrer außerordentlichen Lebensstellung von Gefahren umgeben ist, deren fernes Gegenteil dem armen Schriftsteller das Leben schwer zu machen pflegt, gerade darum muß *Carmen-Sylva* gegenüber, die doch zu einem Kalender auf ihren Namen die Erlaubnis gegeben haben muß, ein ernstes, warnendes Wort gestattet sein. *Carmen-Sylva* ist offenbar niemals durch die harte Schule des literarischen Berufslebens gegangen. Sie würde sonst wissen, daß sie noch gewaltig an sich zu arbeiten, daß sie ihr großes Talent zu konzentrieren habe, damit von großen, die Volkseele beeinflussenden Schöpfungen die Rede sein könne. Die Dichtungen, welche allein unter *Carmen-Sylvas* Namen erschienen sind, verraten eine edle Persönlichkeit, einen freien Geist und ein schönes Formtalent. Doch nur selten vereinigen sich diese Vorzüge zur Ausgestaltung einer geschlossenen dichterischen Komposition; allzuhäufig sind es hingeworfene Stimmungsbilder, welche der Verfasserin lieb sein dürfen, welche aber die notwendige vollendete Form nicht gefunden haben. Um dem Besitzer eines sogenannten Abreißkalenders zuzumuten, daß er jeden Tag anstatt einer geschichtlichen Notiz oder eines Küchenzettels oder eines klassischen Wortes immer wieder einen Vers, einen Spruch von *Carmen-Sylva* auf dem Blatt des Tages finde, dafür ist der geistige Reichtum der Dichterin nicht groß genug. Ihre Stellung unter den deutschen Dichtern ist nicht so bedeutend, daß sie ein *Carmen-Sylva-Kalender* allein erklären könnte, und die Citate wiederum sind nicht immer so bedeutend, daß der Kalender zum Ruhme von *Carmen-Sylvas* Werken beitragen müßte. So erscheint der *Carmen-Sylva-Kalender* eher als eine kähne Schmeichelei, wie man sie gegen Königinnen wohl wagen kann, als wie ein Ruhmestitel. Aber die Schmeichelei ist so öffentlich aufgetreten, daß sie leicht die Kritik herausfordern konnte.

## Vaterlandsgefänge von Heinrich Vierordt. (Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung, 1890.)

Wenn Herr Vierordt mit seinen „Vaterlandsgefängen“ den Patriotismus heben wollte, so hat er das in einer Beziehung vollanf erreicht: mancher Leser wird von kräftigem, urdeutschem Jörn erfährt werden über diese in männlicher Form sich aussprechende weibliche Art.

Wer Karlsruhe und Karlsruher Art, den derben pfälzischen Humor kennt und liebt, der wird eröten vor den Fremden, wenn er sein liebes, lächerliches Bulach und Scheibenhardt in dieser weiblich-sentimentalen Art besungen findet! Alles mögliche aus vergangener Zeit und

vertrockneten Chroniken fällt dem Dichter ein bei der Betrachtung des Schloßhens Scheibenhardt; aber daß jetzt durch die Menschenliebe von Badens Fürstin ein Asyl für verwaarloste Weiber sich darin befindet, was doch gewiß das Merkwürdigste und Rührendste an dem alten Schlosse ist, dessen vergißt der Poet in seinem erkünstelten Geschichtsdusel. — Bierordts ganze Dichtweise ist unwahr von Anfang bis zu Ende, bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein; so behauptet er ganz ernsthaft in dem Gedichte: Die Gräberschau von Karlsruhe (S. 85):

„Der einst mit braunen Borden  
Durchzog der Wäite Gant,  
In Nischen Nebenborden  
Des Rheins im Grab er ruht.“

Nun ist Karlsruhe zwar eine sehr schöne Stadt, leider aber durchsicht es ein sumpfiges, kleines Wasser, das der Kanalisation dient, der sogenannte „Landgraben;“ der Rhein liegt ein paar Stunden davon. „Aber wo bleibt die poetische Lizenz? Was sind dem Dichtergenius ein paar Stunden?“ Sehr viel in diesem Fall, denn die paar Stunden liegen jedem Karlsruher schwer auf dem Herzen, auch Herrn Bierordt, nur seiner gemachten Poesie nicht. Und überdies — wenn auch der Rhein am Karlsruher Kirchhof vorbeifließt, „Nebenborden“ wären da doch keine zu finden, sondern nur öde, flache Ufer!

Doch das sind Kleinigkeiten, die vielleicht des Karlsruhers Stolz, der sich seines Schöffels freut, auch wenn er nichts über Karlsruhe „dichtete,“ zu sehr betont hat: Herr Bierordt spricht ja doch in der Mehrzahl der Gedichte von andern Dingen, als seiner Heimat. Freilich sind es nur Erinnerungen, denen er seine Verse weihet, Erinnerungen an seine eigenen Kinderjahre, und Erinnerungen an historische Ereignisse, d. h. meist Anekdoten. Ein Leben in der Gegenwart will er nicht kennen, abgesehen von Spaziergängen nach Bulach, Scheibenhardt und auf den Kirchhof; besonders scheint die Sprache für Liebeslieder diesem Dichter vollständig zu fehlen. So erinnert ihn denn die alte Schwarzwälder Uhr an die Großmutter, ein Ring an die Mutter, ein Hanswurst an seine Knabenzeit, im Hause seines verstorbenen Onkels Carl, Friedrichstraße 16 (wie er uns anmerkenweise mitteilt!), findet er statt Niereiern eine Synagoge und ein Schwalbenest. Das war eine Kategorie der Gedichte. Dann kommen literarische Reminiscenzen. Justinus Kerners Frau bewirbt einen Handwerksburschen nicht milder als der alte Voh den jungen Goethe, nur daß der letztere keine sechs Wagen mit auf den Weg erhält, sondern von der Hausfrau einen Epheukranz ins Haar geschlungen bekommt; Spohr badet im Waldbache, während einerseits Clemens Brentano mit breitem Krage am Rheinstrome hin und her zieht, andererseits der Deutsche Humboldt und der Franzeise Bonpland friedlich im Uvald pilgern. Eine besondere Abart sind dann wieder historische Vergleichen: Zwar stoh Schiller mit seinem Freunde Streicher aus Stuttgart, aber im Jahre 1801 ward er in Leipzig gelegentlich der Aufführung seiner „Jungfrau“ verherrlicht (S. 52); während Jérôme im Jahre 1808 in Kassel lustig lebte, war Napoleon III. 1870 in Wilhelmshöhe traurig (S. 109); obwohl Motte 1856 eben diesem Monarchen den Hut, der zu Boden gefallen war, aufhob, riß er ihm doch 1870 bei Sedan die Krone vom Haupt (S. 103).

Das schlimmste aller Gedichte in dem ganzen Bande aber ist das „Der Schwimmer (Juli 1851)“ betitelt, das der Verherrlichung Bismarcks bestimmt sein soll. Das soll Bismard sein! Schon das weibliche Versmaß ist zum Davonlaufen:

„In der Sommernacht, in der Vollmondnacht  
Trümmert sich weht es am Rheine;  
Die Wellen plätschern und spielen leicht  
Im feuchten, goldigen Scheine.“

So hebt es an. Und dann wird in derselben Weise die schwüle, neblige Luft, durch die die Sterne flimmern, geschildert, „ein Wispern, ein Wispern, ein Lauschen geheim, aus den Tiefen ein schimmerndes Loden,“ Mitternachtsglocken ertönen von Müdesheim, da —

„dort schau, dort taucht aus frömdem Rhein  
Ein funkelnder Kommetstaden!“ . . . .  
. . . . „Und wie er auf dem Rücken schwimmt,  
In Liebungsströme verloren,  
Einer Welle Stimm' er leis vernimmt,  
Ihm . . . murrend in die Ohren.“

Natürlich murrend ihm die Welle „von dem schönen Land, das vordem deutlich gewesen,“ und das er, der von Gott gesandte Held, „be-

freien“ soll. Das schwört er sich denn auch zu in jener Sommernacht 1851. Und nun der Schluß:

„Ein Hauch aus Ost den Himmel klärt  
Mit Sonnenaufgangsschimmer;  
Ein Schillern durch das Rheinland fährt:  
Denn Bismard war der Schwimmer.“

Also die Originalpoesie Heinrich Bierordts, eine Gattung, in der ihm niemand das Wasser reichen kann. Freilich hat er's auch nicht nötig; es fließt reichlich genug bei ihm. l.

### Seltames und Ernsthaftes. Novellen von Erich Gustavsen. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler.)

Der Verfasser hat diese dreizehn Geschichten wohl nur um deswillen „Novellen“ genannt, damit sie nicht in falsche Hände kommen, denn eigentlich wäre die einzig zutreffende Bezeichnung: Märchen. Nicht nur, weil in einigen der Erzählungen übernatürliche Mächte eingreifen, sondern auch die andern, in denen es menschlich hergeht, halten mit großem Glück den kindlich-naiven Ton des Märchens fest, das in anschaulicher Form, mit etwas äußerlichen Mitteln, ohne allzu viel psychologische Verinnerlichung belehrend wirkt. Zwei Züge treten vor allem hervor in diesen modernen Märchen: eine sanft schwermütige Lebensauffassung und eine stark nationale Gesinnung. Die ergreifendste der Geschichten ist vielleicht die neunte, „die Alten und die Jungen“ betitelt. In schlichter Weise wird uns ein alter, eingetrodener, hoher Beamter vorgeführt, dessen Enkelkind in einer alten Kiste seine Reliquien aus der Studentenzeit aufgefunden. Plötzlich verfliehet der alte Mann die Zimmerthüren, „die schwarz-rot-goldene Mütze setzte er auf die grauen Locken, das Band schlang er um den langen, schwarzen, preussischen Beamtenrock, die hohe, schwarze Beamtenbinde des Halses löste er auf und verschlang sie in einen mächtigen Knoten, den Ziegenhainer nahm er in die Hand.“ Dann beschaut er sich wehmütig im Spiegel, bis er ans Klavier tritt und mit „roftiger, altersschwacher Stimme“ das Lied nach Auflösung der Burschenschaft singt:

„Das Haus mag zerfallen,  
Was hat's noch für Rot,  
Der Geist lebt in uns allen,  
Und unsre Burg ist Gott!“

Das ist ein schönes, innig empfundenes Stimmungsbild! Nächstdem ist besonders zu loben „Der unheimliche Maskenball,“ aber auch unter den übrigen Märchen ist keines, das nicht in irgend welcher Weise anzöge; am wenigsten vielleicht das letzte: „Der Sieg des Sozialismus in Marien,“ wo mehr als in den andern der Verstand herrscht, und das nicht recht in die Stimmung der vorübergehenden hineinpassen will. — Eine eigentümliche Individualität spricht sich in diesem Buche aus; nur ein sanfter Greis oder ein etwas melancholisch angehauchter Jüngling wird so schreiben; doch glauben und hoffen wir, daß der Verfasser noch zu der letzteren Gattung gehört; jedenfalls wünschen wir ihm eine gedeihliche Entwicklung auf der unjeres Erachtens erfolgreich betretenen Bahn! l.

### Luthers Werke für das christliche Haus. (Braunschweig 1889, C. A. Schwetsche u. Sohn.)

Je freier wir dem Theologen Luther gegenübersehen lernen, desto mehr muß die Überzeugung sich Bahn brechen, daß Martin Luther, der Schriftsteller, in die erste Reihe der deutschen Klassiker gehöre. Weder die feindliche Konfession, noch die freie religiöse Überzeugung darf den gebildeten Deutschen abhalten, in Luther einen der größten Meister unserer Sprache zu bewundern; ja es ist nicht paradox, daß der weniger gläubige Leser die Kraft und Schönheit von Luthers Stil besser empfinden wird als derjenige, der aus seinen Worten geistlichen Trost schöpfen will. Luther hat nicht nur die kirchlichen Mißstände seiner Zeit gezeihelt, er hat vielfach das private und öffentliche Leben so wunderbar geschildert, daß er immer noch unser erster Satiriker und Sittenzeichner bliebe, auch wenn er nicht der Reformator wäre. Die neue, wohlfeile Ausgabe, an deren Herausgabe sich die Herren Buchwald, Kawerau, Köstlin, Made und Schneider beteiligen, wird hoffentlich dazu beitragen, daß Luther wieder so viel gelesen werde wie einst. z.